

# **Rezensionen**



**Aurnhammer, Achim; Beßlich, Barbara; Denk, Rudolf (Hg):  
Arthur Schnitzler und der Film. Würzburg: Ergon, 2010  
(= Klassische Moderne; Bd. 15/ zugl. Akten des Arthur  
Schnitzler-Archivs der Universität Freiburg; Bd. 1). 385 S.**

Arthur Schnitzler und seine leidenschaftliche Zuneigung zu dem seinerzeit neuen Medium des Filmes stehen im Mittelpunkt des Interesses der von Achim Aurnhammer, Barbara Beßlich und Rudolf Denk herausgegebenen Studiensammlung, die in der Reihe *Klassischen Moderne* erschienen ist und gleichzeitig als erster Band der *Akten des Arthur Schnitzler-Archivs der Universität Freiburg*, beziehungsweise als Konferenzband des internationalen Kolloquiums *Arthur Schnitzler und der Film* an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg fungiert. Der Band gibt einen methodologisch präzise strukturierten Überblick über die Relation zwischen den literarischen Texten von Arthur Schnitzler und ihren filmischen Realisationen.

Viele Theaterstücke und Prosawerke von Schnitzler wurden bereits zu seinen Lebzeiten verfilmt. Die Beiträge des Studienbandes konzentrieren sich in erster Linie auf die Schnitzler-Verfilmungen, die auch aus narratologischen und intermedialen Aspekten interessant sind. Darüber hinaus führen die Studien auch die kulturhistorische Bedeutung von Arthur Schnitzler vor Augen. Einerseits werden also seine Filmadaptionen in kulturgeschichtlicher Hinsicht untersucht, andererseits wird

seine eigenartige Erzähltechnik, die sich ganz oft „filmisches Schreiben“ nennen lässt, zu einem sehr wichtigen Analyseaspekt.

Der Band kann in drei große Einheiten gegliedert werden, und damit können die Einzeluntersuchungen auch theoretisch und methodisch unterteilt werden. Trotz der dreifachen Gliederung konzentrieren sich alle Beiträge auf die einzigartige Beziehung Schnitzlers zu dem Medium Film. Das umfangreiche Buch verfolgt drei grundlegende Forschungsziele, und seine Strukturierung ist somit gut nachvollziehbar.

Der erste Teil des Bandes widmet sich dem persönlichen Interesse Schnitzlers am Medium Film als solchem. Dementsprechend behandeln die Beiträge Schnitzlers persönliches Verhältnis zum Film (*Julia Ilgner*) und seine eigenen Adaptationen, wie es aus *Vivien Friedrichs* Analyse der frühesten Schnitzler-Verfilmung, „Elskovsleg“ aus dem Jahre 1914 („Liebele“-Adaptation) oder *Holger Bachmanns* Beitrag über Mihály Kertész' „Der junge Medardus“ aus dem Jahre 1923 ersichtlich ist. Ein anderer wichtiger Analyseaspekt dieses ersten Teiles wird durch die Herangehensweise von *Achim Aurnhammer* vermittelt, dessen

<sup>1</sup> Die Rezension entstand im Rahmen des Forschungsprojekts TÁMOP 4.2.1/B-09/1/KMR-2010-0003.

Beitrag in erster Linie die sprachliche Verwirklichung des Bühnenstückes „Die große Szene“ untersucht. In diesem Beitrag werden die Unterschiede vom Drehbuch und seiner Vorlage miteinander kontrastiert, um die Wirksamkeit der spezifischen sprachlichen Lösung und der filmischen Ausdrucksmittel besser veranschaulichen zu können. Die Analysen über die Filmentwürfe zeigen auch, wie die spezifischen literarischen Konstruktionen in den filmischen Realisationen eine Rolle bekommen konnten. Beleg hierfür sind die Beiträge von *Leonardo Quaresima* („Der Ruf des Lebens“) und *Lea Marquart* („Kriminalfilm“).

Der zweite Teil des Bandes konzentriert sich vor allem auf einen intermedialen Ansatz und derart auf die Querverbindungen zwischen den Medien Literatur und Film. Die Transferprozesse zwischen den verschiedenen Medien und der Vergleich ihrer künstlerischen Ausdrucksformen ist Thema dieses Teils. Das Filmische bei Schnitzler trägt zu der erstaunlichen Anziehungskraft seiner Werke bei und macht ihn gleichzeitig zu einem der meistverfilmten Autoren im deutschsprachigen Raum sowie in Frankreich. *Martin Swales* und *Julia Ilgner* legen einen besonderen Nachdruck auf die narrative Gestaltung bei Schnitzler, die seine Erzähltechnik und somit seine filmischen Realisierungen einzigartig macht. In diesem Sinne wird die Korrelation zwischen Literarischem und Filmischem betont, um einen Überblick darüber geben zu können, was für ein Verhältnis zwischen den verschiedenen medialen Ausdrucksformen präsent ist

und inwiefern es dann die filmischen Adaptationen beeinflusst. Die Visualität und die visuelle Wahrnehmung werden im Beitrag von *Konstanze Fliedl* am Beispiel der Blinden mit besonderem Einfühlungsvermögen dargelegt und um die Kino-Debatte der 1920er Jahre ergänzt. Die allgemeine Begeisterung für das neue Medium Film belegt auch Schnitzlers und Felix Saltens Tätigkeit als Drehbuchautor. Die Gemeinsamkeiten und ästhetisch-theoretischen Unterschiede beider Autoren in der Beurteilung des Films werden von *Lorenzo Belletini* analysiert.

Der dritte Teil des Bandes befasst sich eher mit rezeptionsästhetischen Fragen, vor allem am Beispiel von (späteren) Schnitzler-Verfilmungen. In den einzelnen Beiträgen wird mit besonderem Akzent betont, wie gut sich die Werke von Arthur Schnitzler für eine filmische Realisierung eignen. So wird die spezifische narratologische Lösung hervorgehoben und auch in den Analysen der Verfilmungen vor Augen geführt. Das Filmische in Schnitzlers Werken kann die Zeitlosigkeit und die Aktualität der Verfilmungen erklären, die durch den Medienwechsel nicht besonders viel von der Anziehungskraft verlieren. Diese Aussage betrifft die Verfilmungen der 1920er Jahre. Paul Czinner's Stummfilm „Fräulein Else“ (1929) erlangte einen großen Erfolg, wobei die mediale Gestaltung und die Wirkung des medialen Wechsels entscheidend dazu beitrugen, wie dies *Evelyne Polt-Heinzl* in ihrem Beitrag darlegt. Der MGM-Film „Daybreak“ (1931), für den „Spiel im Morgengrauen“ die Vorlage lieferte, war eine

der ersten Tonfilme in den USA, der mit seinen psychologisierenden Nuancen ebenfalls ein Meisterwerk ist (*Wolfgang Lukas* und *Ursula von Keitz*). Die Eigenheiten von Max Ophüls' Schnitzler-Verfilmungen (so „Liebelei“) werden mit besonderem Augenmerk auf die Akustik von *Bernard Dieterle* sowie auf das spezifisch filmische Verfahren von *Franz Leithold* untersucht. Die Inszenierung des Stückes „Das weite Land“ wird unter intermedialen Aspekten betrachtet, wobei den Übergängen zwischen dem Theatralischen, so der Theaterinszenierung von Ernst Lothar aus dem Jahre 1962, und dem Filmischen, so der Verfilmung von Luc Bondy aus dem Jahre 1982, in Rudolf Denks Analyse eine besondere Bedeutung zukommt. Die filmische Realisation von „Professor Bernhardt“ und die Figur selber werden von *Sandra Nuy* kritisch untersucht. Die mediale Adaptation von „Casanovas Heimfahrt“ im italienischen Fernsehfilm „Ritorno di Casanova“ bietet außer kulturgeschichtlichen auch biographische Herangehensweisen (*Camilla Miglio*). Die erzähltechnische Innovation von Schnitzler wird am Beispiel der medialen Adaptationen des Werkes „Frau Berta Garlan“ gezeigt, wobei das Hörspiel von Max Ophüls aus dem Jahre 1956 und der österreichische Fernsehfilm von Peter Patzak aus dem Jahre 1989 eine Erwähnung verdienen (*Bar-*

*bara Beßlich*). Die Kubrick'sche Bearbeitung der „Traumnovelle“ ist eine der meistdiskutierten Verfilmungen von Arthur Schnitzler. Die Faszination, die „Eyes Wide Shut“ auslöst, bleibt aber, wie *Dagmar C.G. Lorenz* darlegt, von der atemberaubenden Wirkung der Novelle viel zu weit entfernt, und *Guiseppe Farese* hebt hervor, dass nicht einmal die technische Brillanz des Films die psychologische Wirkung der Novelle wiedergeben kann.

Der Studienband fokussiert also grundlegend auf die Kino-Begeisterung von Arthur Schnitzler, wobei außerhalb seines persönlichen filmischen Interesses die filmischen Realisationen ebenfalls untersucht werden. Das erstrangige Verdienst des Buches ist die Vielfältigkeit und die methodologische Präzision. Mit den narratologischen und kulturwissenschaftlichen Annäherungsweisen wird die Eignung der Schnitzler-Texte zu intermedialen Bearbeitungen anschaulich gemacht und das Spezifische der filmischen Adaptationen dargelegt. Der Leser bekommt ein umfassendes Bild über das Filmische im Schnitzler'schen Œuvre, das auch zum tieferen Verständnis der eigenartigen Erzähltechnik des Autors beiträgt: Es lohnt sich daher, nicht nur mit medienästhetischem Interesse die einzelnen Beiträge des Studienbandes zu lesen.

*Ildikó Tóth (Budapest)*

**Balogh, András F.: Studien zur deutschen Literatur Südosteuropas. Klausenburg: Presa Universitară Clujeană, 2008 (= Klausenburger Beiträge zur Germanistik; Bd. 3). 232 S.**

Mit dem Band *Studien zur deutschen Literatur Südosteuropas* legt András F. Balogh seinen ersten deutschsprachigen Band vor, in dem er 15 Aufsätze vereinigt hat, die zuvor bereits erschienen waren, nun aber – wie er formuliert – als „umgearbeitete, ergänzte, aktualisierte und vereinheitlichte Versionen“ (S. 231) zugänglich gemacht werden.

Die Spannweite der behandelten Themen ist in ihrer Materialfülle bemerkenswert und zeugt von dem Fleiß und der beharrlichen Arbeit des Verfassers. Angefangen mit der Erwähnung von Runeninschriften aus der Zeit der Völkerwanderung, die bei Ausgrabungen in Pannonien gefunden worden sind, bis zu Dieter Schlesaks im Jahre 2007 erschienenen Roman *Capesius, der Auschwitzapotheker* reicht die Skala der Darstellung der deutschsprachigen Literatur.

In der Methode der Behandlung der einzelnen Themen sind als Vorbilder die wissenschaftlichen Werke der akademischen Mentoren und Förderer des Verfassers, Antal Mádl, László Tárnófi und Ferenc Szász, nicht zu übersehen, mit denen er bereits bei der Anfertigung seiner in ungarischer Sprache verfassten Dissertation über das Ungarnbild der siebenbürgischen deutschen Literatur im Dialog stand.

*Studien zur deutschen Literatur Südosteuropas* heißt der vorliegende Band und verweist damit in seinem Titel auf die Literatur einer Region, zu der nach Meinung des Verfassers neben

Siebenbürgen und dem Banat auch Buda, Pest, Ödenburg (Sopron) sowie Pressburg (Pozsony, Bratislava) ebenso dazugehören wie auch die neuesten Werke des seit 1969 abwechselnd in der Bundesrepublik und der Toskana lebenden Dieter Schlesak. Sicherlich existieren eine Reihe von deutlich verschiedenen Konzepten Südosteuropas, wobei extreme Festlegungen sogar Polen, Tschechien und die Ukraine zu dieser Region zählen, doch ist aus der ungarischen Tradition heraus die Zuordnung des Karpatenbeckens zu Südosteuropa zumindest nicht unumstritten. Insofern wäre es wünschenswert gewesen, wenn in dem Band an irgendeiner Stelle der hier gebrauchte Südosteuropa-Begriff definiert oder doch zumindest kurz umrissen worden wäre. Sicherlich hat der Verfasser gute Gründe für seine Art des Gebrauches dieses Terminus, nur wäre es schön gewesen, wenn er diese seinen Lesern mitgeteilt hätte.

Es ist unmöglich an dieser Stelle auf jeden einzelnen Aufsatz einzugehen, in ihrer Art und Thematik finden sich unterschiedliche Formen im Band: überblickende Betrachtungen, Fallstudien, Autorenporträts, begriffsklärende Aufsätze und Rezeptionsdarstellungen.

Grundsätzlich muss man Balogh zugestehen, dass er es sich in vielen Fällen nicht leicht gemacht hat, sondern – vor allem im Hinblick auf die Literatur der vergangenen Jahrhunderte – Autoren und Werken auf den Grund

ging, die dem Vergessen anheim gegeben worden und heute so gut wie vergessen sind. Man mag über den ästhetisch-literarischen Wert des einen oder anderen hier behandelten Werkes diskutieren können, doch dürfte die literaturhistorische Relevanz der angeschnittenen Aspekte außer Frage stehen.

Als Auftakt gibt Balogh in *Die deutschsprachige Literatur in Ungarn* einen Überblick über die deutschsprachige Literatur von der Zeit der Völkerwanderung bis in die 1980er Jahre. Der Text ist sicherlich die jüngste Zusammenfassung dieser Thematik, weshalb er bereits mehrfach veröffentlicht worden ist. Der Aufsatz glänzt vor allem durch die – auf reichhaltiger Sekundärliteratur basierende – Darstellung der Entwicklung der deutschsprachigen Literatur in Ungarn bis ins 19. Jahrhundert, während dann – leider – die gesamte Zeitspanne bis in die 1970er Jahre lediglich summarisch abgetan wird. Namen von Autoren wie etwa Friedrich Lám oder Wilhelm Knabel, die bereits vor dem Zweiten Weltkrieg geschrieben und danach mit der für die deutschsprachige Kultur in Ungarn mehr als nur nachteiligen Situation zu kämpfen hatten, fehlen. Die Skizze endet dann etwas abrupt mit dem Stand Ende der 1980er Jahre.

*Das deutschsprachige dramatische Schaffen in Ungarn am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts* – einen Exkurs über die Romane von Miklós Jósika beinhaltend – schließt mit dem Resümee, dass Autoren wie Girzick und Gruber ihre Themen dem damaligen Alltag aus Pest-Ofen entnahmen und in ihrer Bildersprache oft

der ungarischen Kultur näher standen als der deutschen, jedoch von der ungarischen Literaturwissenschaft bis auf den heutigen Tag nicht wahrgenommen werden.

Als besonders interessant und aufschlussreich muss man jene Beiträge hervorheben, in denen der Verfasser seine spezielle Bewandertheit und Kompetenz zeigt. Immer wenn es um die Literatur aus dem siebenbürgischen und dem Banater Raum geht, erhält der Leser eine Fülle von Informationen, an die er an anderer Stelle nur schwerlich gelangen könnte. Zu diesen Aufsätzen gehören u.a. *Ungarisch-deutsche Literaturbeziehungen in Siebenbürgen und dem Banat in der Zwischenkriegszeit*, *Dichterbilder in der Lyrik Franz Hodjaks* sowie *Ungarische, deutsche und rumänische Autoren in Klausenburg*. In ihnen wird gezeigt, wie die gegenseitige Anerkennung und das bessere Verständnis der Völker in Siebenbürgen und dem Banat durch die Literatur in hohem Maße gefördert wurden, wie Franz Hodjak die Stellung des geheimen Erneuerers der rumänien-deutschen Literatur einnahm und dass Klausenburg ein Ort sei, an dem sich die weltweit sehr selten vorkommende schöpferische Dreisprachigkeit von Literaten nachzeichnen lässt.

In seinen Aufsätzen geht der Verfasser mehrfach auf die sprachliche Geformtheit, den Stil von Werken ein, wobei er Anspruch zeigt und Niveau fordert. Leider wird die sprachliche Form dieses Bandes den von Balogh anderen Verfassern gegenüber gestellten Anforderungen in keinster Weise gerecht. In jedem einzelnen Beitrag

finden sich Beispiele für normwidrige Schreibungen und Formulierungen wie „prenationalen“ (S. 40), „Ostmitteleuropa“ (ebenda), „Andere Sprachen wir [sic!] Slowakisch, Kroatisch, Rumänisch emanzipierten sich gerade und bot [sic!] noch nicht die Chance des literarischen Aufstiegs für Nicht-Muttersprachler.“ (S. 59) und „Kossuth führte in Pressburg eine Schreibkanzlei [...], um die Zensurvorschriften [...] umzugehen [sic!].“ (S. 70). Die behauptete Vereinheitlichung der Beiträge ist nur zum Teil geschehen, was sich sowohl in thematischen Wiederholungen als auch in unterschiedlichen Schreibungen [„main stream“ (S. 63) vs. „Mainstream“ (S. 175)] äußert.

Der im Zusammenhang mit Eginald Schlattners Roman *Der geköpft Hahn* niedergeschriebene Satz: „Der Autor greift eine von Joyce erfundene (*Ulysses*) und in der deutschen Literatur von Arthur Schnitzler (*Leutnant Gustl*) bis zur Mustergültigkeit weiterentwickelte Methode auf: die ganze Handlung spielt an einem einzigen Tag, am 23. August 1944 ab [sic!].“ (S. 197) ist beinahe in jeder Hinsicht problematisch. Denn über den sprachlichen Fehler hinaus kann Arthur Schnitzler in seinem *Leutnant Gustl* (1900) nichts von Joyce weiterentwickelt haben, hatte doch der Ire bis dahin noch kein einziges literarisches Werk veröffentlicht und begann seine Arbeit am *Ulysses* erst 14 Jahre später. Die erste

deutsche Übersetzung des Werkes gab es erst nach dem Tod Schnitzlers, über dessen Zuordnung im obigen Zitat zur „deutschen Literatur“ die österreichische Literaturwissenschaft ebenso wenig erfreut sein dürfte wie der Leser dieses Bandes von Balogh, wenn er erkennen muss, dass er den Namen von James Joyce im Namensverzeichnis vergeblich zwischen „Jónácsik, Jósika und Józsa, József“ sucht.

Als Fazit lässt sich über den Band von András F Balogh sagen: der Leser hält die Frucht einer über zehn Jahre dauernden, in positivistischer Tradition stehenden Forschungstätigkeit in Händen, deren bemerkenswerter thematischer Reichtum sowie die Behandlung von heute kaum (mehr) beachteten Autoren für alle an Informationen und Faktenmaterial interessierten Leser ebenso die Attraktivität der Veröffentlichung ausmachen mag wie der weitgehende Verzicht auf eine theorielastige Darlegung des Stoffes. Eingeschränkt werden diese Vorzüge durch die oben angedeuteten sprachlichen Probleme und die ungenügende Redaktion des Bandes, unter welcher auch die Zuverlässigkeit des Namensverzeichnisses leidet. Ein Vorzug des Buches ist seine der Verständigung der Völker und Kulturen gewidmete Tendenz, in deren Sinne der Autor so gut wie jeden seiner Aufsätze mit einem optimistischen Grundton beschließt.

Gábor Kerekes (Budapest)

**Barkowski, Hans; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Tübingen: A. Francke Verlag, 2010 (= UTB für Wissenschaft; Bd. 8422). 368 S.**

Das Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache ist in erster Auflage beim A. Francke Verlag in Tübingen 2010 erschienen. Die Herausgeber sind Hans Barkowski (Universität Jena) – Hans-Jürgen Krumm (Universität Wien). Zwei Professoren, die die Entwicklung des Faches Deutsch als Fremd- und Zweitsprache seit Jahrzehnten prägen und zu seiner Etablierung maßgebend beigetragen haben. Das Fachlexikon ist ein Produkt eines internationalen Autorenteams, das unter Leitung und Koordination der beiden Herausgeber Wissen bereitgestellt hat, um terminologische Einheit und Grundlagen für das Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache zu schaffen und auf diese Weise seine weitere Entwicklung anzuregen.

Das Fachlexikon beginnt mit dem Vorwort der beiden Herausgeber, darauf folgend finden sich zahlreiche Hinweise zur Benutzung sowie ein Abkürzungsverzeichnis. Die einzelnen Begriffe werden in alphabetischer Reihenfolge beschrieben und erfasst.

Das Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache ist zwar ein relativ junges Fach, blickt aber dennoch schon auf eine inhaltsreiche und spannende Geschichte zurück. Im Fach besteht allerdings noch kein Konsens über ein Kerncurriculum und damit verbunden auch nicht über die Grenzbereiche sowie die Wichtigkeit der verschiedenen Bezugsdisziplinen. Gerade aus diesen Gründen hat das Fachlexikon für die

weitere Entwicklung des Faches hohe Relevanz.

Bei der Auswahl der im Fachlexikon beschriebenen Einträge ist die Absicht der beiden Herausgeber eindeutig ersichtlich, sie wollten Orientierungen anbieten und Normen setzen. Es ist ihnen wohl gelungen. Somit übernimmt das Fachlexikon als erster Versuch dieser Art eine Pilotfunktion. Es füllt eine Lücke in der Landschaft der Wissenschaften. Die Handhabung des Fachlexikons ist benutzerfreundlich, die Einträge sind in einem gut verständlichen Stil verfasst, jeder Eintrag ist mit Literaturverweis versehen. Trotz der Vielzahl der AutorInnen herrscht eine sprachliche Vereinheitlichung der Begrifflichkeiten, die wieder die Arbeit der beiden Herausgeber ausmacht. Als eine besonders wichtige Errungenschaft ist die Vernetzung der einzelnen Stichwörter durch Hinweise auf weitere Begriffe hervorzuheben. Sie verhilft dem Leser, die Begriffe miteinander zu verknüpfen und auf diese Weise wichtige Zusammenhänge zu entdecken bzw. zu verstehen. Die Verweise sind gut veranschaulicht und leicht nachvollziehbar.

Das Fachlexikon will den Informationsbedarf unterschiedlicher Leser befriedigen, und wendet sich an alle Interessierten der Universitätsbildung und wissenschaftlicher Lehre, des Unterrichts von Deutsch als Fremd- und Zweitsprache, an Entscheidungsträger in Behörden und politischen

Institutionen, für die ein fachwissenschaftlich fundiertes Orientierungswissen von Relevanz ist.

Das Fachlexikon dokumentiert die gegenwärtige Fachterminologie des Faches Deutsch als Fremd- und Zweitsprache und will einerseits zur weiteren Konsolidierung des Faches einen Beitrag leisten, andererseits eine Terminologiedebatte innerhalb der internationalen Fachgemeinschaft anregen, an der sich neben den Autoren auch die Nutzer des Lexikons beteiligen können. In diesem Sinne ist das neue Fachlexikon nicht als etwas Statisches aufzufassen, es ist ein dynamisches Projekt, das prozedural geprägt ist. So ist zu hoffen, dass die Anwendung der Begriffe mit der Zeit immer häufiger und in fachlichen Diskursen differenzierter und vielfältiger wird.

DaF ist ein interdisziplinäres Fachgebiet, das im Schnittpunkt verschiedener Referenzwissenschaften steht. Im Fachlexikon werden dementsprechend viele Termini beschrieben, die es auch in anderen Disziplinen gibt. Das Fachlexikon erfasst die Spezifik und Bedeutung dieser Begriffe für das Fachgebiet Deutsch als Fremd- und Zweitsprache und ermöglicht eine präzisere Begriffsverwendung. Als grundlegendes Merkmal des Faches ist die Fremdperspektive auf Sprache zu betrachten. Dabei geht es um unterrichtliche und wissenschaftliche Aktivitäten, die sich mit der deutschen Sprache und Kultur der deutschsprachigen Länder unter dem Aspekt des Lehrens und Lernens von Nichtdeutschsprachigen beschäftigen. Im Falle des Deutschen als Fremdsprache stehen Fragen der

spezifischen Situation des Fremdsprachenlernens außerhalb des deutschen Sprachraums im Mittelpunkt, Deutsch als Zweitsprache fokussiert auf den Erwerb des Deutschen im deutschsprachigen Kontext.

Traditionell werden im Fachgebiet Deutsch als Fremd- und Zweitsprache vier Zugänge unterschieden. Die Einträge im Fachlexikon behandeln die wichtigsten Begriffe dieser Zugänge in ihrer historischen Entwicklung, wie sie sich mit der Zeit geändert haben und neu gedeutet werden. Der literaturwissenschaftliche Zugang, der auch als interkulturelle oder transnationale Germanistik bezeichnet wird, erscheint anhand von Begriffen, die die Distanz des Rezipienten zum Kulturraum hervorheben.

Die Begriffe für den linguistischen Zugang werden ausgewählt, um zu zeigen, wie durch die praxisbezogene Perspektive des Faches Deutsch als Fremd- und Zweitsprache neue linguistische Ansätze in den Mittelpunkt gerückt werden und zu einem Paradigmenwechsel führen. An erster Stelle ist hier die Aufhebung der traditionellen Grenze zwischen einer am „Sprachsystem“ und einer an der „Sprachverwendung“ orientierten Sprachwissenschaft zu erwähnen. Genauso wichtig sind Begriffe, die bestimmte Regeln und Regelmäßigkeiten aus der Lernerperspektive beschreiben sowie Ansätze und Theorien in den Blick nehmen, die funktional orientiert sind.

Der landeskundlich-kulturwissenschaftliche Zugang beinhaltet ein Verständnis, das davon ausgeht, dass Sprachenlernen immer zugleich ein

Prozess des Fremdverstehens ist, der Entwicklung einer komplexen Fähigkeit, die die Normalität des Anderen, die Wichtigkeit der Empathie und Toleranz bei der menschlichen Kommunikation und in den menschlichen Beziehungen in den Vordergrund stellt. Diese Begriffe werden im Fachlexikon in ihrer besonderen Wichtigkeit für das Lehren und Lernen des Deutschen als Fremd- und Zweitsprache behandelt.

Die lehr- und lerntheoretische Orientierung fokussiert auf die Fragen, was es bedeutet, Deutsch zu können und wie es gelingt, Deutsch zu erlernen. Dementsprechend beschäftigt sich das Fachlexikon mit den Bedingungen und Voraussetzungen für Unterrichts-, Lehr- und Lernverfahren. Hier geht es um Fragen, wie Lehren und Lernen einer Sprache optimiert werden kann.

Jede Ausrichtung hat ihre wissenschaftliche Fundierung und rückt einen anderen Aspekt in den Vordergrund. Durch diese vier Zugänge zum Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache eröffnen sich unterschiedliche und dennoch eine Einheit bildende Perspektiven auf das Lehren und Lernen der deutschen Sprache. Die Forschungsfelder und Forschungsschwerpunkte der unterschiedlichen Ausrichtungen sind

nicht als getrennt zu sehen. Es gibt viele Gemeinsamkeiten, sie ergänzen einander, darauf wird auch im Fachlexikon Wert gelegt. Bezüglich der Frage, welche Gebiete ausführlicher behandelt werden, sind natürlich auch Ungleichgewichtigkeiten festzustellen. Bei einer nächsten Auflage könnten Rückmeldungen mitberücksichtigt werden, die die Rolle und Wichtigkeit der einzelnen Gebiete in ihrer Bedeutung für das Lehren und Lernen des Deutschen als Fremd- und Zweitsprache erfassen können.

Das Fachlexikon ist allen zu empfehlen, die sich für die deutsche Sprache und Kultur aus Fremdperspektive interessieren und in ihrer Arbeit nach Orientierungspunkten suchen. Das neue Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache ist ein Novum in der Kategorie Lexikon. Es konzentriert sich nicht auf ein Fachgebiet, sondern hat interdisziplinären Charakter und vernetzt in sinnvoller Weise verschiedene Gebiete. Gerade diese Sicht wird zur Orientierung in diesem jungen Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache gebraucht. Deshalb kann die Initiative und das Verdienst der beiden Herausgeber nicht genug geschätzt werden.

*Ilona Feld-Knapp (Budapest)*

**Csáky, Moritz: Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa. Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2010. 417 S.<sup>1</sup>**

Das neue Buch von Moritz Csáky reiht sich in die lange Reihe der Arbeiten des Autors ein, die er einer kulturell wie historisch vielfach und vielfältig „belasteten Region“, dem von ihm – in Abgrenzung vom politisch strapazierten Begriff 'Mitteleuropa' (und teilweise auch in Anlehnung an französische historische und kulturwissenschaftliche Begriffsverwendungen) – konsequent als 'Zentraleuropa' bezeichneten, komplexen geographisch-topographisch-kulturellen Raum widmet. Dadurch leistet er eine gewisse Synthese seiner kulturwissenschaftlichen Untersuchungen, die er in eigenen Monographien und Aufsätzen sowie als Leiter des von ihm initiierten Grazer Sonderforschungsbereichs „Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900“ in zahlreichen (auch) von ihm edierten Bänden dokumentierte. Im vorliegenden Buch soll durch eine komplexe Erforschung der Kultur der urbanen Zentren dieser vielfach relational bestimmten Region ein besonderes historisch-kulturelles Gebilde erschlossen werden, deren Untersuchung, wie der Autor mehrmals betont, zugleich auch wichtige Konsequenzen für den Umgang mit gewissen heutigen Problemen nach sich ziehen dürfte.

In den etwa seit zwei Jahrzehnten geführten Forschungen von Csáky kris-

tallisierte sich die Erkenntnis heraus, die eine der wichtigsten Ausgangsthesen des Buches bildet: Zentraleuropa sei

jenseits von territorialen oder nationalen Eindeutigkeiten, die Bezeichnung für ein Netzwerk von soziokulturellen Interaktionen und sozioökonomischen Verflechtungen, ebenso aber auch für die enge Kohabitation von Pluralitäten, von Heterogenitäten und Differenzen, die sich nicht nur den unterschiedlichen sprachlichen Kommunikationsformen verdanken (S. 61).

Csáky schließt sich damit bewusst an historiographische und z.T. auch literaturgeschichtliche Modellbildungen und Konzepte an, die historisch wandelbare Regionen von Europa konzeptualisierten und sie in bestimmten historischen Abschnitten untersuchten. In dem vorliegenden Band wird die regionale Perspektive auf die Zeit der Jahrhundertwende fokussiert, so dass jedoch – durch eine breiter gespannte Übersicht – praktisch die ganze Epoche der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in die kulturgeographische Untersuchung einbezogen wird. Als hervorstechende Merkmale der sonst auch relational verstehbaren Region hebt Csáky „Pluralität, Heterogenität beziehungsweise Differenziertheit“ (S. 66)

<sup>1</sup> Die Rezension entstand im Rahmen der Forschungsprojekte OTKA 76871 und TÁMOP 4.2.1./B-09/1/KMR-2010-0003.

hervor, die sich in unterschiedlichen Bereichen horizontal wie vertikal in vielfacher Weise äußerten. Hinzu kommt noch, dass diese Pluralität der Region 'Zentraleuropa', wie der Autor hier auch nachdrücklich betont, sowohl eine endogene, d.h. „in der Region schon immer vorhandene“ „nachweisbare »ethnische« und sprachlich-kulturelle Dichte“, als auch eine exogene, d.h. „transregionale »globale« Heterogenität beziehungsweise Pluralität“ (S. 69) aufwies, die sowohl für die Region als Ganzes als auch für ihre „Subregionen, die einzelnen Königreiche, Länder und Provinzen“ (ebd.) charakteristisch war, wodurch auch unterschiedlich ausgeprägte oder latente Konflikte und Krisen, aber auch vielfache kulturelle wie sprachliche Wechselwirkungen und Vernetzungen bedingt wurden.

Die theoretisch-methodologische Vorgehensweise des Verfassers ist bestimmt durch seine in anderen Arbeiten früher schon entwickelte Konzeption von Kultur „als Kommunikationsraum, die Kultur nicht als ein Objekt, sondern als Konstellationen von Differenzen begreift“ (S. 101), wodurch Kultur immer schon Dynamik, Performativität, Hybridität und Mehrschichtigkeit zugeschrieben wird, so dass diese Auffassung – Konzeptionen u.a. von Gilles Deleuze und Homi K. Bhabha folgend – eben die essentialistischen Ansichten von Kulturen als Nationalkulturen kritisch hinterfragt und an ihre Stelle den regional und relational gesichteten „umfassende[n] Kulturbegriff [stellt], der Alltags- und Hochkultur, Populär-

und Elitekultur gleichermaßen umfasst“ (S. 113). Damit wird die regionale und historische Perspektive um die Gegliedertheit von Kultur selbst weiter aufgefächert.

Csáky wendet sich weiterhin den urbanen Milieus und Zentren von Zentraleuropa um 1900 bzw. in der k.u.k-Monarchie zu, da sie mit ihrer konzentrierten Heterogenität im „Gedächtnis der Städte“, d.h. in ihren historisch und sozial wandelbaren kulturellen Konfigurationen jene Phänomene aufweisen, deren Analyse, meint der Verfasser, nicht nur allgemeine kulturwissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch neue Einsichten in die vor allem urbane(n) Kultur(en) der vielfach gegliederten Region bieten kann.

Der größte Teil der umfangreichen Monographie wird der Untersuchung der Eigenarten der „urbanen Milieus“ von Zentraleuropa gewidmet, für die der Autor sich auf vielfältige und verschiedenartige Quellen stützt, indem er, bei aller Konzentration auf die Jahre um 1900, zugleich auch einen historischen Querschnitt skizziert und damit auch historische und kulturelle Tendenzen, Veränderungen, Überlappungen sowie Unterschiede und Konflikte nachzuzeichnen bemüht ist. Sein Hauptaugenmerk gilt dem Zentrum Wien, der – mit Hofmannsthals Bezeichnung – „porta Orientis“ (S. 130), wo (wie in anderen regionalen Zentren) „sich der Makrokosmos der pluralistischen, heterogenen Region wiederfand“ (ebd.). Gegenüber einer Auffassung von Wien als homogenem Zentrum der Monarchie plädiert Csáky für eine Stadt, in der das „deutsche“

Wien als „böhmisches“, „tschechisches“, aber auch „ungarisches“ oder „slowenisches“ und „jüdisches“ Wien existiert(e), die alle auf einmal mit- und gegeneinander lebten und sich sowohl in der Alltags- wie auch der Hochkultur, in Populär- und Elitekultur in einer „hybriden Polyfonie der Stadt“ vereinigten, deren Vorhandensein in der Literatur sowie an besonderen Schnittstellen wie z.B. dem Prater und der Secession exemplifiziert wird. Diese Sicht auf Wien bestreitet die Existenzberechtigung einer „homogenen Nationalkultur“ und eines „nationalen Narrativs“ (S. 203) und betont: „vielmehr müsste man von Wiener Kulturen – im Plural – oder über Kulturen, über Kommunikationsräume in Wien sprechen, um so der realen, heterogenen Situation gerecht zu werden“ (ebd.). Unter Einbeziehung der von Csáky erschlossenen heterogenen Vielfalt der Wiener Kultur(en) sollte zumindest die Geschichte der Wiener Literatur als einer deutschsprachigen Literatur einem der „hybriden Polyfonie“ Rechnung tragenden Umdenken unterzogen und als Geschichte der (vielsprachigen) Wiener Literaturen neu konzipiert werden – ähnliches könnte auch für andere Kunstarten, aber ebenso für die Alltagskultur gelten.

Die Zentrierung auf Wien hindert den Autor trotzdem nicht daran, die Pluralität der regionalen Zentren der Monarchie bzw. von Zentraleuropa ebenfalls einer ähnlichen, wenn auch weniger vertieften, Analyse zu unterziehen, denn „[n]icht nur Wien, sondern auch andere urbane Milieus der Jahrzehnte um 1900, Mikrokosmen der

pluralistischen zentraleuropäischen Region, waren von einer solchen Situation geprägt“ (S. 275). So werden die ungarische Metropole Budapest, Pressburg/Bratislava/Pozsony, dessen konfliktgeladene Heterogenität schon im mehrfachen Namen drin steckt, das ebenfalls mehrere Bezeichnungen aufweisende Triest/Trieste/Trst oder das „Klein-Wien“ am Pruth, d.h. Czernowitz/Tscherniwzi/Cernăți, aber auch Breslau/Wrocław, Leutschau/Levoča/Lőcse und das in der deutschsprachigen Literaturgeschichte eine besondere Rolle spielende Prag unter dem Gesichtspunkt ihrer Heterogenität, Polyglossie, kulturellen Interferenzen und Spannungen sowie multiplen Identitätsbildungen kenntnisreich vorgestellt. Der in ihrer historischen und sozialen Wandelbarkeit begriffenen „kulturellen Polyfonie“ nachgehend kann der Leser Csákys Ausführungen folgend viele bis in die Gegenwart reichenden kulturellen Konflikte, Differenzen, aber auch Überlappungen und Gemeinsamkeiten auf ihre historischen wie sozialen Entwicklungslinien zurückgeführt vorfinden sowie seine Sicht bzw. Sensibilität für solche Probleme schärfen und verfeinern.

Das ist bestimmt auch eine Absicht des Autors der Monographie, der durch die im Gedächtnis der urbanen Zentren der Region nachweisbaren heterogenen Elemente und ihrer konfliktgeladenen Überlappungen zugleich auch einen Spiegel für die heutigen, von Migrationen und Identitätskonflikten geprägten Globalisierungsprozesse vorzeigen wollte: Seine theoretisch-methodologischen Ausgangsansätze speisen sich

aus Einsichten, die aus den durch diese Prozesse bestimmten Denkansichten von Kulturwissenschaft oder Postkolonialen Studien angeregt wurden (nicht zufällig heißt der auf die k.u.k.-Monarchie andernorts abgestimmte Ansatz Csákys „Habsburg postkolonial“). Die durch ihre Anwendung auf das geographisch, historisch, kulturell eingegrenzte Untersuchungsfeld der urbanen Zentren der zentraleuropäischen Region gewonnenen Erkenntnisse werden in einem weiteren Schritt wiederum – mit Blick auf unsere Gegenwart – aktualisiert:

Zentraleuropa und vor allem seine urbanen Milieus zur Zeit der Moderne könnten aufgrund ihrer Funktion als »Zwischenräume«, in denen sich unterschiedliche kulturelle Kommunikationsräume performativ verschränkten, als »Laboratorien« angesehen werden, in denen Prozesse stattgefunden haben

und sichtbar wurden, die heute, im Zeitalter der Globalisierung und der kulturellen Vernetzungen von allgemeiner, weltweiter Relevanz geworden sind. (S. 364 f.)

Das Buch von Moritz Csáky bietet einerseits eine „nüchterne Analyse“ (S. 366) von Entwicklungen und Krisenprozessen der Vergangenheit, zugleich aber regt es auch zu einem Umdenken an, um „auch unsere eigene Gegenwart besser zu verstehen und mit ihren Problemen bewusster und, aus der Kenntnis der Vergangenheit, verantwortlicher umzugehen“ (S. 367). Keine leichte Aufgabe, die über diese etwas allgemeine Feststellung hinaus auch durch weitere fundierte vergleichende kulturwissenschaftliche Studien einzulösen wäre, um damit zu einer differenzierteren Sicht unserer Gegenwart zu gelangen.

*Magdolna Orosz (Budapest)*

**Harweg, Roland: Zeit in Mythos und Geschichte. Weltweite Untersuchungen zu mythographischer und historiographischer Chronographie vom Altertum bis zur Gegenwart. Erster Band: Formen der Chronographie. Berlin: LIT Verlag, 2008 (= Sprache – Kommunikation – Wirklichkeit; Bd. 4). 168 S.**

Diejenigen Leser, die sich auch in frühere wissenschaftliche Monographien des Bochumer Textlinguisten Roland Harweg eingearbeitet haben, wissen bereits, dass die Lektüre seiner Werke der Aneignung einer neuen Sprache gleichkommt. Diesmal wird diesem Vertraut-Werden mit der neu einge-

führten und kapillarisch verzweigten Terminologie ein ganzer Band gewidmet, auf den anschließend drei weitere folgen. Das Ziel dieses ersten Bandes der Tétralogie ist es, zwei typologische Unterscheidungsmodelle aufeinander aufbauend und gegenseitig reflektierend zu begründen, die nicht nur eine

scharfsinnige semantische – von dem alltäglichen Gebrauch der Begriffe auf Grund ihrer spezifischen sprachwissenschaftlichen Perspektive abweichende – Trennung von Mythos und Historie ermöglichen, sondern sich auch hinsichtlich ihrer praktischen Anwendbarkeit bewähren.

Das Ausgangsmodell, welches grundsätzlich zwischen formaler (expliziten Bezeichnungen für Uhren-, Kalender- und Ärenzeiten) und materialer (z.B. Zeitadverbien oder Verben, die durch Tempus oder Aktionsart temporale Bezüge aufweisen) Chronographie unterscheidet, eignet sich vollkommen, um das gesamte Vokabular von impliziten oder expliziten temporalen Bezeichnungen nach diesen Kriterien in verschiedenen Subklassen neu zu ordnen. Aus dieser Taxonomie erwächst das im Mittelpunkt der Untersuchungen stehende, ebenfalls mehrere nach den Prinzipien der Qualität und Quantität gegliederte Subklassen aufweisende Modell der mythographischen bzw. historiographischen Chronographie. Während das erste Klassifikationsschema die – nennen wir es – Mikroebene der einzelnen Wörter oder Wortkombinationen umfasst, operiert das zweite Modell auf der Makroebene, denn es ist der Bewertung und Kategorisierung von ganzen Texten gewidmet. Wichtig ist zu bemerken, dass Harweg das Mythische von dem Historischen nicht entlang des Unterscheidungsmerkmals Fiktionalität vs. Faktizität trennt, sondern nach dem Prinzip der Abgetrenntheit von der bzw. der Verbundenheit mit der Vergangenheit, oder anders formuliert,

nach der Zyklizität (Vergegenwärtigung von Vergangemem durch rituelle Wiederholung in mythographischen Texten) und der Azyklizität (Einmaligkeit ausdrückende Bezeichnungen) der in einem Text dominanten temporalen Gegebenheiten. So gehören z.B. semi-deiktische Zeitangaben wie *im Mai* oder *im Mai 98*, bei denen das entsprechende Jahr bzw. das entsprechende Jahrhundert nicht genannt werden, zu den mythographischen, während von Harweg eigennamenwertig genannte Formulierungen wie *im Mai 1998* oder *im Jahre 1998* als historiographische Bezeichnungen behandelt werden. Auf der Makroebene ist es dem von Harweg vorgenommenen Unterscheidungskriterium zu verdanken, dass z.B. eine Fußballübertragung (*Meier schießt, aber der Torwart hält*) – weil sie nur für den Augenblick an die Rezeptionsgegenwart angebunden ist – oder ein nichtfiktionaler Text wie Plutarchs Biographie Alexander des Großen – weil deren chronographische Ausdrücke keinen Gegenwartsbezug haben – entgegen den Erwartungen als mythochronographisch eingestuft werden müssen. Zur weiteren Differenziertheit von Harwegs typologischem System trägt die Tatsache bei, dass die Texte und die in ihnen erscheinenden chronographischen Elemente nicht ausschließlich werkimmanent, sondern auch rezeptionsanalytisch untersucht werden. Unter diesem Gesichtspunkt können Texte ihren chronographischen Status auch ändern. Als einleuchtendes Beispiel werden von Harweg die Evangelien des Neuen Testaments aufgeführt: In der Zeit von Jesu Himmel-

fahrt bis zur Durchsetzung der christlichen Zeitrechnung konnten nach Harweg die auf Christus bezogenen Zeitangaben von den in dieser Periode lebenden Rezipienten nicht auf ihre eigene Gegenwart kontinuierlich bezogen werden; deshalb galten diese temporalen Angaben als mythographisch. Erst nach der Etablierung der christlichen Ära setzt die historiochronographische Rezeptionsphase ein.

Aus diesen wenigen Beispielen wird ersichtlich, dass es Harweg gelungen ist, eine Typologie zu erarbeiten, die mehrere Vorteile hat. Einerseits macht sie darauf aufmerksam, dass unser Denken über die als objektiv gedachte Zeit doch ein eher subjektives ist, was den verschiedenen Zeitrechnungs- und -gliederungsmethoden bzw. deren kulturellen und in den verschiedenen historischen Phasen unterschiedlichen Nominalisierungen zu verdanken ist. Außerdem – und das ist der direkte

wissenschaftliche Nutzen – bietet sie ein stets objektiv bleibendes, linguistisch begründetes, zugleich aber interdisziplinäres Instrument zur Analyse nicht nur narrativer, sondern auch lyrischer, nicht nur historischer, sondern auch fiktional-literarischer, (auto-)biographischer, theologischer, kosmogonischer u.a. Texte. Diese breite Anwendungsmöglichkeit stellt Harweg in den folgenden 2009 erschienenen drei Bänden unter Beweis, in denen ausführliche Untersuchungen zur *Zeit in Mythos und Geschichte im europäischen Altertum und Mittelalter* (Bd. 2), zur *Chronographie im Orient vom Altertum bis zur Gegenwart* (Bd. 3) und schließlich zur *Zeit in Fiktion und Geschichte in der – vornehmlich europäischen – Neuzeit* (Bd. 4) durchgeführt werden. Sie verdienen die Beachtung der germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft.

Lehel Sata (Pécs)

**Hessky, Regina (Hg.): Német-magyar, magyar-német gyerekszótar / Deutsch-Ungarisches Kinderwörterbuch. Szeged: Grimm Kiadó, 2010. 512 S.**

Die national und international renommierte Autorin Regina Hessky wurde bereits für zwei Wörterbücher (Deutsch-Ungarisches Lernerwörterbuch bzw. Deutsch-Ungarisches Handwörterbuch) mit dem Preis „Ausgezeichnetes ungarisches Wörterbuch“ der Ungarischen Akademie der Wissenschaften geehrt. Ihre neueste Veröffentlichung stellt im Bereich der Lexikographie

mit dem Sprachenpaar Deutsch-Ungarisch ein Novum dar, sie wurde nämlich für eine bisher vernachlässigte Zielgruppe, für Kinder im Alter von 7-12 Jahren im Anfängerunterricht konzipiert. (Das von der Autorin ausgearbeitete didaktische Konzept wurde auch für das Englisch-Ungarische Kinderwörterbuch angewendet, das parallel beim selben Verlag erschienen ist.)

Da das Alter, in dem Kinder in Ungarn mit dem Lernen von Fremdsprachen beginnen, immer weiter sinkt, entwickelte sich mit der Zeit ein zunehmender Bedarf an Arbeits- und Lernhilfen für Lerner im Kindergarten und in der Primarstufe. Auf vielseitigen Wunsch ist also diese neue Lernhilfe auf dem ungarischen Markt erschienen.

Bereits die Ausstattung ist sehr fröhlich – eben recht kindergerecht – gestaltet. Der Buchdeckel ist sehr robust und abwischbar und auch das strapazierfähige Papier der Blätter bzw. die recht große Schrift ist sehr praktisch für die anvisierte Benutzergruppe. All das ging aber natürlich nicht, ohne ein bisschen auf Kosten des Gewichts zu gehen, das Buch wiegt 1060 Gramm, wodurch es sich weniger zum tagtäglichen Mitschleppen in die Schule und zurück eignet.

Auf 512 Seiten finden sich pro Sprachrichtung mehr als 3000 Stichwörter und über 5000 Ausdrücke und Beispielsätze. Über 500 farbige, nette Illustrationen helfen die Bedeutung der fremden Wörter und Ausdrücke zu untermalen und das Verständnis zu erleichtern.

Das Wörterbuch hat ein Daumenregister, das durch die farbige Gestaltung bereits die schnelle Wahl der Ausgangssprache ermöglicht, um dann auch die Suche nach dem entsprechenden Buchstaben zu erleichtern. Am Anfang beider Sprachrichtungen ist jeweils eine alphabetische, bebilderte Wortliste zu finden, um die Suche im alphabetisch angelegten Wörterbuch zu erleichtern, bzw. die Lerner auf Unterschiede im ungarischen und deutschen

Alphabet aufmerksam zu machen. Im alphabetischen Wörterverzeichnis wird jedes Wort übersetzt (Stichwort und Übersetzung wird mit blau hervorgehoben), und die Verwendung wird mit möglichst vielen Beispielsätzen auf Deutsch und Ungarisch verdeutlicht. Was die Wortarten betrifft sind vor allem Verben, Substantive, und Adjektive im Buch repräsentiert, und neben der Wortartenangabe und der eventuellen Angabe der regionalen Verwendung findet man die bei der jeweiligen Wortart wichtigsten grammatischen Angaben. Die grundlegenden Regeln zur richtigen Aussprache deutschsprachiger Wörter werden im Wörterbucheil zur Kommunikation auf Deutsch erklärt, die Ausspracheangabe wird nur im Falle von Abweichungen beim jeweiligen Stichwort markiert.

Zu einzelnen ausgewählten Themen (zahlenmäßig 9 im deutschen und 8 im ungarischen Teil, wie z.B. Essen und Trinken, Körper, Markt, Stadt, die Familie, Ferien) gibt es thematische Bilder mit Wortlisten auf beiden Sprachen, um das Verstehen und Einprägen fremdsprachlicher Elemente visuell weiter zu unterstützen.

Nicht nur der Hauptteil, sondern auch die Wörterbuchaußentexte sind speziell für Kinder bzw. für ihre Helfer im Sprachlernprozess, also für Eltern und Grundschullehrer konzipiert. Das Werk kann also nicht nur wegen der anvisierten Zielgruppe als eine Neuheit bezeichnet werden, sondern auch wegen dem didaktischen Konzept, Grundkenntnisse der Wörterbuchbenutzung vermitteln zu wollen. Obwohl man vielleicht denken würde, Erwach-

sene haben es in der Regel gelernt, mit einem Wörterbuch umzugehen, geht es aus vielen einschlägigen Studien hervor, wie oft auch bei ihnen die adäquate Wörterbuchbenutzung an mangelnden wörterbuchdidaktischen Kenntnissen scheitert. Diese Feststellung kann ich auch anhand von verzweifelten Anrufen von Verwandten und Freunden bestätigen, wenn sie als Nicht-Kenner der Sprache ihren Kindern im Deutschlernen nicht weiterhelfen können, obwohl man die Antworten durchs erfolgreiche Konsultieren eines Wörterbuchs hätte selbst erarbeiten können.

Wie können also Kinder die Art und Weise der richtigen Wörterbuchbenutzung erlernen und zur selbstständigen, konsequenten Anwendung motiviert werden? Um dieses Ziel zu erreichen, haben die Autoren auf zwei Ebenen Erklärungen und Verwendungsvorschläge formuliert.

Das Vorwort richtet sich vor allem an Erwachsene, die die jungen Sprachlerner bei Ihrer Arbeit unterstützen sollen, also an Eltern und Grundschullehrer. Daneben wird der komplexe Aufbau der Wörterbuchartikel für beide Richtungen detailliert, in kindergerechter Sprache und Form auf der Innenseite der Buchdeckel erklärt, wodurch versucht wird, Kinder motivierend an die Benutzung eines Wörterbuchs heranzuführen.

Aufbau und Struktur von Wörterbuchartikeln sind generell für den Benutzer von größter Bedeutung, aber durch einige konkrete Aufgaben zur direkten (beziehen sich auf das Wörterbuch selber) und indirekten (beziehen

sich nicht direkt auf das Wörterbuch) Wörterbuchbenutzung, bzw. durch die Angabe einiger Lerntechniken und Lerntipps zur Speicherung der gesuchten Elemente hätte man vielleicht die effiziente Arbeit weiter verstärken können. Im Zeitalter des Internets lassen sich aber Produkte um weitere, vom Benutzerkreis im Späteren tatsächlich gewünschte Inhalte zu jeder Zeit leicht auf der Verlagsseite ergänzen.

Das Werk ist aber schon jetzt in mehrfacher Hinsicht mehr als „nur“ ein Wörterbuch. Erstens finden wir im Wörterbuchteil an entsprechenden Stellen insgesamt 20 kurze Texte mit wichtigen kulturellen und landeskundlichen Informationen, und zwar zu allen deutschsprachigen Ländern. Die ungarischen, mit Fotos veranschaulichten Texte informieren die jungen Benutzer über Traditionen, Geschichte, berühmte Persönlichkeiten bzw. bekannte Orte und Ereignisse der deutschsprachigen Länder.

Zweitens gibt es im Werk zwei weitere, größere Einheiten, die das effektive Sprachlernen der Benutzer unterstützen sollen, wobei sie mit zahlreichen Hinweisen auch zur erfolgreichen Wörterbuchbenutzung beitragen. Die Einheit zur Kommunikation auf Deutsch stellt grundlegende sprachliche Elemente in spielerischen Kommunikationssituationen vor, um sowohl mündliche als auch schriftliche kommunikative Kompetenzen der jungen Sprachlerner zu entwickeln. Es geht hier um alters- und zeitgemäße Inhalte: neben Hinweisen, wie man einen Umschlag adressiert oder eine Postkarte auf Deutsch schreibt, findet man auch

Hilfe für das Formulieren von E-Mail- und SMS-Nachrichten. Dadurch wird eine wertvolle Hilfe beim Verfassen und Überarbeiten von Texten geleistet.

Die Einheit zur deutschen Grammatik fasst die elementarsten Grundregeln des deutschen Sprachsystems zusammen: wir finden Informationen zu Personalpronomina und ihrer Deklination, zur Konjugation von Verben in Präsens sowie in Präteritum und Perfekt, und können Erklärungen zur richtigen Verwendung von Modalverben lesen. Außerdem bekommt man Hinweise zum Genus und zur Pluralform von Substantiven, zur Komparation, zu den wichtigsten Präpositionen und zur Satzordnung im Deutschen. Die recht witzigen Bilder machen

Zusammenhänge deutlich und lassen manchmal komplexe Regeln auf einen Blick erfassen, wodurch sie wesentlich zum erfolgreichen Verständnis und Memorieren der Regeln beitragen.

Im Anhang findet man das Register der Länder in der Europäischen Union, die wichtigsten Maßeinheiten, die Liste der Kardinal- und Ordinalzahlen und eine Tabelle der unregelmäßigen Verben.

Das Deutsch-Ungarische Kinderwörterbuch bietet also alles, was ein Grundschul-Wörterbuch bieten sollte: es liefert Informationen, die von seinen anvisierten Benutzern erwartet werden und zwar in einer angemessenen, speziell für Kinder konzipierten Form.

*Ida Dringó Horváth (Budapest)*

**Koeppel, Rolf: Deutsch als Fremdsprache – Spracherwerblich reflektierte Unterrichtspraxis. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2010. 436 S.**

Eine „spracherwerblich reflektierte Unterrichtspraxis“ mag ein anspruchsvolles und vielversprechendes Unterfangen für all diejenigen sein, die sich für wissenschaftliche Grundlagen des Sprachunterrichts interessieren. Die Spracherwerbsforschung ließ es in den letzten Jahrzehnten an Erklärungsversuchen nicht fehlen, wenn es um die Frage ging, wie die einzelnen Bereiche des Sprachsystems erworben werden. Die linguistische Forschung hat aus typologischer Sicht und unter dem Aspekt der Markiertheit ebenfalls wertvolle Beiträge geliefert. Und nicht

zuletzt auch die Psycholinguistik, die durch empirische Untersuchungen wesentliche Aussagen über die Verarbeitung von Sprache getroffen hat. All das hat bislang nur teilweise in die Fremdsprachendidaktik Eingang gefunden und ist noch nicht didaktisches Allgemeingut geworden, wie der Autor im Vorwort beklagt. Sein Buch, das alle diese Aspekte aufgreift und in die Unterrichtspraxis einbettet, ist in vier größere Abschnitte gegliedert.

Im Kapitel „Spracherwerbliche und didaktische Grundlagen“ setzt sich Koeppel zunächst mit der Tatsache

auseinander, dass Erwerbskontexte, Lernprozesse und sogar Lehrende sehr unterschiedlich sein können, und verlangt von den Angehörigen des Faches ein differenziertes Herangehen: Methodische Tipps sollten nicht verabsolutiert werden. Die unmittelbare Relevanz der Zweitspracherwerbsforschung für die Fremdsprachendidaktik wird am Beispiel der Lernaltersprachen und des Wortstellungserwerbs gezeigt (S.14 ff.). Aufgrund verschiedener Daten aus der empirischen Forschung werden die Erwerbsstufen der deutschen Wortstellung in gesteuerten und ungesteuerten Erwerbssituationen verglichen. Es wird anhand von Studien erläutert, dass ein steuerndes Eingreifen durch Grammatikinstruktion nur bei den variablen Elementen der Erwerbsabfolge sinnvoll (oder überhaupt möglich) ist. Bei sprachlichen Strukturen jedoch, bei denen der Unterricht die Erwerbsabfolge nicht zu ändern vermag, sollte er sie zumindest nicht hindern, indem er den „natürlichen“ Entwicklungssequenzen entgegenarbeitet. Eine Beeinflussung durch Steuerungsversuche ist im Grammatikunterricht also nur begrenzt möglich. Der Erwerb ist immer vor dem Hintergrund der L1 zu betrachten, außerdem wird er auch durch individuelle und soziale Faktoren bestimmt. Kein Fremdsprachenlehrer kann an dieser Tatsache vorbei, die auch für die konkrete Grammatikarbeit weitreichende Konsequenzen hat.

Nach dem aufschlussreichen Grammatik-Beispiel weist Koeppel seinen Lesern durch die Erörterung diverser Hypothesen und Modelle den Weg durch das Dickicht der Spracherwerbs-

forschung. Er setzt sich mit dem Spracherwerb im Unterricht, so auch mit der Wichtigkeit von Input und Interaktion, Feedback und Korrektur auseinander und bietet auch eine Beschreibung von erstrebenswerten Übungen, deren Einsatz und Durchführung stets bei entsprechender kommunikativer Verzahnung und somit nie als Selbstzweck erfolgen sollte. Koeppels Empfehlungen müssen an dieser Stelle angesichts der handlungsentscheidenden Variablen im Unterricht und der geforderten Lernerzentriertheit allgemein bleiben.

Und genau diesem Thema, nämlich der Lernerzentriertheit widmet er sich in einem der folgenden Kapitel. Dass lehrerzentrierter Fremdsprachenunterricht besonders ineffektiv ist, wissen wir seit Längerem. Berechnungen aus den 60er Jahren und Untersuchungen aus den 90ern kommen übereinstimmend zu einem ernüchternden Ergebnis: Auf einen Lerner entfällt pro Unterrichtsstunde eine Redezeit von etwa 30 Sekunden, und auch die Qualität der Äußerungsmöglichkeiten lässt in vielen Fällen zu wünschen übrig. Koeppel fordert daher (S. 62) ein Umdenken in der Unterrichtsplanung und eine Veränderung der Rede- und Handlungsanteile der Lerner. Durch die Erläuterungen zu einem veränderten Rollenverhalten der Lehrer, der Optimierung von Lehrerfragen und der Förderung der Interaktion innerhalb der Lernergruppe werden Umsetzungsmöglichkeiten einer neuen Lern- und Lehrkultur geschildert, aus der auch Lernstrategien und autonome Lernformen kaum wegzudenken sind, auch wenn diese

bereits auf Aktivitäten außerhalb des Unterrichts zielen oder den Rahmen des traditionellen Unterrichts zeitweilig aufheben.

Das Sprachsystem als Lerngegenstand wird ebenfalls auf seine Lehr- und Lernbarkeit abgeklopft. Das Kapitel zur Aussprache schließt eine wichtige Lücke in der didaktischen Fachliteratur. Neben den phonetisch-phonologischen Eigenschaften der Sprache werden auch neurobiologische und psychosoziale Faktoren beim Lerner ins Spiel gebracht, Verständlichkeit wird als Minimalziel der Ausspracheschulung formuliert. Variantenreiche Übungstypen (S.103 ff.) zeigen, wie dieses Ziel in der Praxis erreicht werden kann. Oft wird vergessen, dass es für eine korrekte Aussprache zunächst eines differenzierten und aufmerksamen (Zu-)Hörens seitens der Lerner bedarf. Wie ein progressives bewusstes Hörtraining kontextabhängig und mit anderen Sprachebenen vernetzt in den Lernprozess integriert werden kann, zeigen zahlreiche Beispiele, die vermehrt auf kognitiverende und autonome Anteile im Unterricht setzen.

Nach einer kurzen Darstellung der Grundbegriffe zum (mentalen) Lexikon (S.117 ff.) konzentriert sich der Autor zunächst auf den Erwerb des L1-Lexikons, geht dann über zum L2-Lexikon und beleuchtet die Erwerbsvorgänge von Wortformen und Wortinhalten, ohne dabei die für den Fremdsprachenunterricht grundlegenden Wechselwirkungen zwischen L1 und L2 aus den Augen zu verlieren. In diesem Sinne betrachtet er auch die Steuerungsmöglichkeiten des Lexikonerwerbs

und bietet dazu eine Vielzahl von Aufgaben zur Wortschatzarbeit sowie Tipps zum Umgang mit Wörterbüchern.

Die Sprachlehrforschung hat in der jüngsten Vergangenheit die traditionellen Methoden vielleicht am stärksten im Bereich der Grammatikvermittlung hinterfragt, und so plädiert auch Koeppel für eine differenzierte Betrachtung und redet statt von *einer* Grammatik von vielen Grammatiken, die zweckentsprechend eingesetzt werden. Linguistische, pädagogische, wissenschaftliche Grammatiken, Lerner-, Rezeptions-, Produktionsgrammatiken haben zwar alle die Sprache zum Gegenstand, doch wird durch ihre Konzepte unterschiedlichen Ansprüchen Rechnung getragen. Wie die Bewusstmachung und das Üben der bewusst gemachten Strukturen im Fremdsprachenunterricht erfolgen kann, wird anhand von teilweise bekannten Übungsformen (Merksprüchen, Faustregeln, Paradigmen) erklärt, neu ist allerdings, dass dabei auch deren spracherwerbliche Funktionsmechanismen kritisch reflektiert werden.

Rund ein Viertel des Buches nehmen die Ausführungen zum Ausbau der Fertigkeiten in der Fremdsprache ein. Lesen, Hören, Schreiben und Sprechen werden als Zieltätigkeiten und nicht als Mittlertätigkeiten in den Blick genommen. Dies erscheint umso wichtiger, als man in den Sprachstunden beispielsweise gewöhnlich viel schreibt und spricht, wobei selten eine echte kommunikative Absicht dahinter steckt. Die bekannten Fertigkeiten werden prozessorientiert vorgestellt. Auch eine mögliche Verzahnung der

verwandten Fertigkeiten wird diskutiert. In den Unterrichtsbeispielen werden die vielfältigen Differenzierungsmöglichkeiten präsentiert, von wissens- und datengeleiteten Lese-strategien über Vertextungsmittel beim Schreiben bis hin zum intensiven Hören findet man zu den einzelnen Fertigkeiten ein seriöses Instrumentarium, auf das jeder Lehrende zurückgreifen kann. Medieneinsatz und Unterrichtsplanung, die in gesonderten Kapiteln behandelt werden, werden Lehramtskandidaten oder Skeptiker der neuen Medien sicherlich ansprechen.

Rolf Koeppel nimmt sich sehr viel vor, wenn er im Vorwort schreibt, sein Buch wende sich an Studierende, angehende Sprachlehrer, bereits Lehrende sowie an Dozenten des Fachs Deutsch als Fremdsprache. In der Tat bietet er auch allen seinen Zielgruppen etwas. Aufgaben zu den Kapiteln (mit Lösungshinweisen) helfen dem Benutzer, sein frisch erworbenes Wissen zu ordnen und an praktischen

Beispielen zu erproben. Angehende Lehrer und Berufseinsteiger können daher viel profitieren, aber auch hartgesottene Lehrer können sich frische Anregungen holen und sich schrittweise eine sehr moderne und wissenschaftlich fundierte Denkweise aneignen.

Als hätte der Autor Lernerautonomie auf seine Fahnen geschrieben, kommt das Thema in allen Kapiteln des Buches ausnehmend gut zur Geltung. So vermittelt er die vielleicht wichtigste Botschaft, dass nämlich in einer spracherwerblich reflektierten Unterrichtspraxis der einzelne Lerner immer wieder in den Vordergrund tritt, zumal Spracherwerb auch erheblich von individuellen Faktoren abhängt. Das Buch von Rolf Koeppel kann nicht nur unseren theoretischen Horizont zum Thema erweitern, sondern gibt uns eine wichtige praktische Stütze, wenn wir unsere gewohnten didaktischen Scheuklappen ablegen möchten.

*Zoltán Csörgő (Budapest)*

**Kovács, Kálmán (Hg.): Rhetorik als Skandal. Heinrich Heines Sprache. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2009. 181 S.**

Im Herbst 2006 hat Kálmán Kovács an der Universität Debrecen ein internationales Humboldt-Kolleg zum 150. Todestag des Dichters mit dem Titel *Rhetorik als Skandal. Heinrich Heines Sprache* veranstaltet. Der 2009 beim Aisthesis Verlag erschienene, vom Veranstalter selbst herausgegebene und im Weiteren kurz zu besprechende

Sammelband enthält ausgewählte Konferenzbeiträge unter dem gleichen Titel.

Der Titel setzt zwar einen orientierenden Schwerpunkt, deckt aber das thematische Spektrum der versammelten Beiträge nicht vollständig ab: Abgeschlossen wird der Band beispielsweise von zwei Studien (Eszter

Pabis: „*Und Gott ist alles, was da ist; Er ist in Unsern Küssen.*“ Zum *Sensualismus in Heines „Zeitgedichten“* bzw. Andrea Horváth: *Bild und Funktion der Frau in der Lyrik Heinrich Heines*), die nicht genuin rhetorische Aspekte des Werkes, sondern eher Gender-Probleme von Heines Lyrik thematisieren, wobei sie sich grundsätzlich in den herkömmlichen Kategorien der Heine-Forschung („Spiritualismus“ vs. „Sensualismus“, das „Hellenische“ vs. das „Nazarenische“) bewegen.

Neue Perspektiven werden hingegen in denjenigen Beiträgen des Bandes eröffnet, die sich tatsächlich der in Heines Texten steckenden, eminent rhetorischen Herausforderung stellen und sich derart mit der zentralen Fragestellung des Kollegs im engeren Sinne auseinandersetzen.

Dass dies sogar unter komparatistischen Aspekten sehr wohl möglich ist, beweist der eigene Beitrag des Herausgebers: Kovács skizziert in seiner Studie *Lügnerische Rhetorik. Heine als Sündenbock der Petöfi-Rezeption* ein merkwürdiges 'ungarisches' Heine-Bild im Kontext der Petöfi-Rezeption, in dem gerade die rhetorischen Aspekte die Hauptrolle spielen und der lehrreiche Parallelen mit den Kontroversen der deutschen Heine-Rezeption aufweist.

Besonders hervorzuheben sind in dessen diejenigen Beiträge des Bandes, in denen versucht wird, die alteingebürgerten, auch bei Kovács thematisierten dichotomischen Zuweisungen und Festlegungen der bisherigen Heine-Forschung zu durchkreuzen und zu unterlaufen.

Dies fordert Hartmut Steinecke geradezu programmatisch in seiner den Sammelband eröffnenden Studie („*Verhunzung*“ oder „*Artistik*“ des Deutschen? Zur Auseinandersetzung um Heines Sprache), die die Geschichte der Heine-Rezeption in Deutschland unter sprachlich-rhetorischem Aspekt skizziert und zeigt, dass die Reflexion auf Heines Sprachgebrauch von Anfang an grundsätzlich auf die Dichotomie „*Verhunzung*“ vs. „*Artistik*“ des Deutschen fixiert war. Steinecke kommt zum Schluss:

Ich sagte, Sprachkritik sei kein Selbstzweck, sie wolle Wirkung erzielen – zum Beispiel: zum Weiterlesen verleiten, zu emotionaler Teilnahme verleiten, nicht zuletzt: politisch etwas bewegen. Diese Verbindung kann nicht gelöst werden. Eine Alternative aufzubauen zwischen den dichterischen Texten und den politischen Schriften – zwischen Artistik und Engagement – war von Beginn an falsch. Das 'und' zwischen beiden Begriffen ist allerdings ebenso wenig additiv zu verstehen. Was Heine für die primär an seinen politischen Botschaften Interessierten zum Ärgernis macht – seine Widersprüche, Schwankungen, Ambivalenzen –, charakterisiert ihn als Dichter, dem die Sprache eben nicht nur ein Ausdrucksmittel ist, um Botschaften in eindrucksvolle Worte zu kleiden. (S. 28)

Dieser von Steinecke geforderte Neuanfang – die Verabschiedung der eingebürgerten Dichotomien der Forschung – wird aufgenommen und konsequent weitergeführt in den Beiträgen von

Walter Erhart, Hans-Georg Kemper und Dietmar Goltschnigg.

Goltschniggs Studie *Heines polemische Rhetorik in seinen musikalischen Feuilletons* gibt ein groteskes Beispiel davon, wie das auch von Heine gelegentlich gegen Giacomo Meyerbeer verwendete antisemitische – das Unecht-Rhetorisch-Verlogene implizierende – Argument beliebig ausgespielt und umgewendet werden kann: Dies ist in der Tat in Richard Wagners berüchtigter Schrift *Das Judentum in der Musik* u.a. in Bezug auf Heine selbst geschehen.

Hans-Georg Kemper zeigt in seinem Beitrag *Magie und Rhetorik in Heines Lyrik* die Unhaltbarkeit einer weiteren Dichotomie: der von Magie vs. Rhetorik in Bezug auf Heines Lyrik: „Humor und Ironie, im weiteren Sinne das 'Rhetorische' als das 'Phrasenhafte', machen die Magie der Gedichte dem modernen Geschmack goutierbar (...). Unter der 'Lüge' des rhetorischen Kostüms wagt sich die magische Wahrheit (...) ans Licht.“ (S. 68)

An Hand der Analyse der Rhetorik der Zeitlichkeit in Heines Prosatexten kommt Walter Erhart (*Der Taumel und die „ruhige Anordnung“*. *Heines Rhe-*

*torik der Zeitlichkeit*) seinerseits zum Schluss, dass Heine die in der Forschung bis heute festgeschriebene Dichotomie Vormärz vs. Biedermeier (Kunstperiode) selbst historisch werden ließ bzw. überwand. Und Heines späte Texte, so Erhart,

erweisen sich (...) dadurch gerade in jüngster Zeit anschlussfähig für solche Theorien und Textverfahren, die der Sprachlichkeit und Zeichenhaftigkeit von Texten eine prominente Rolle zuweisen: für eine kulturtheoretische Tiefenhermeneutik und eine an Aby Warburg orientierte Archäologie der Kultur, für die Postmoderne und das *posthistoire* sowie für die Dekonstruktion. (S. 49)

Also Heinrich Heine als einer der ersten, frühen Vorläufer von Postmoderne und Dekonstruktion? Eine beim ersten Blick vielleicht etwas gewagte These, die andererseits freilich manche von den Irrwegen der Rezeption des Heineschen Werkes in den vergangenen beinahe zwei Jahrhunderten wenn auch nicht entschuldigen, so doch wenigstens begreiflich machen könnte.

*Imre Kurdi (Budapest)*

**Müller, Márta: Lexikalisch-semantische Merkmale der Handwörterbuchschätze in Werischwar/Pilisvörösvár. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2011 (= Ungarndeutsches Archiv 12). 271 S.**

Das Budapester Germanistische Institut hat im Jahre 2011 in seiner Reihe „Ungarndeutsches Archiv. Schriften

zur Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungarn“ gleich zwei Bände herausgebracht –

von Anikó Szilágyi-Kósa eine Abhandlung über die Traditionen der Namensgebung unter den Deutschen im Plattensee-Oberland (Bd. 11) sowie die Arbeit von Márta Müller über die lexikalisch-semanticen Merkmale der ostdonaubairischen Handwerk-Fachwortschätze – in der vorliegenden Rezension soll im Weiteren Letzterer besprochen werden.

Die Novität der Monographie von Müller resultiert einerseits aus der Tatsache, dass die dialektalen berufsbezogenen Fachwortschätze innerhalb der ungarndeutschen Dialektologie zu den noch von niemandem beschrifteten Terrains gehören, andererseits daraus, dass die Verfasserin aufgrund der Ergebnisse ihrer Untersuchungen manche der in der einschlägigen deutschsprachigen Fachliteratur fest verankerten Thesen über das Wesen der dialektalen Handwerk-Fachwortschätze im Hinblick auf das untersuchte Korpus revidiert.

Die Arbeit setzt sich mit den ostdonaubairischen Fachwörtern jener Handwerk-Fachsprachen auseinander, welche in Werischwar/Pilisvörösvár (Komitat Pest) in den Jahren 2002-2004 durch direkte Befragung noch erhoben werden konnten, d.h. welche von den an der mundartlichen Fachkommunikation teilnehmenden Informanten, den Werischwarer Handwerkern gebraucht wurden bzw. während der Befragungen und gesteuerten Interviews erkannt und in der lokalen Mundart wiedergegeben werden konnten (S. 11). Vor der Darlegung der Ergebnisse der lexikalisch-semanticen Untersuchung wird in der Monographie einleitend auf die Stellung der dialektalen Handwerk-

Fachsprachen und wortschätze im Diasystem der Sprache, in den verschiedenen Fachsprachen-Modellen sowie auf die vielschichtige und auch in der Fachsprachenforschung bis dato ungelöste Definitionsproblematik der Entität „Fachwort“ eingegangen (Kapitel 1). Der Klärung des theoretisch-begrifflichen Hintergrundes folgt die Festlegung der Ziele in Kapitel 2. Da innerhalb der ungarndeutschen Dialektologie Arbeiten, die die morphologischen und lexikalisch-semanticen Aspekte des Wortschatzes der Ungarndeutschen untersuchen, eine Seltenheit darstellen, und da es um fachsprachlich orientierte Analysen desselben Gegenstandes noch stiefmütterlicher bestellt ist, erarbeitete die Verfasserin aufgrund der einschlägigen Literatur über die deutschen technisch-industriellen Fachwortschätze (als deren Variante der Untersuchungsgegenstand der Monographie d.h. die dialektalen Handwerk-Fachwortschätze betrachtet werden können) als Analyseinstrumentarium einen Katalog der morphologischen sowie lexikalisch-semanticen Phänomene, die für die Fachwortschatzerweiterungsprozesse im binnendeutschen Sprachraum und im eher der Konsumtion zugewandten technisch-industriellen Bereich charakteristisch sind. In der Arbeit wurden dementsprechend über die Wortart- und Wortformhäufigkeit hinaus die Synonymie, Polysemie, Homonymie; die (Ent-)Terminologisierung; die Metaphorisierung im nominalen und verbalen Bereich; die Konversion und als spezifische Eigenart dieser die Transposition von Eigennamen;

Entlehnungen; morphologische und semantische Aspekte nominaler, adjektivischer und verbaler Kopulativ- und Determinativzusammensetzungen; oppositionelle Determinativa; die Univerbierung; die mundartlichen Mehrwort-Lexeme; Wortkürzung; schließlich die Suffigierung und Präfigierung des Substantivs, Adjektivs, Verbs sowie die Zirkumfigierung untersucht. Dieser Katalog wurde um Gesichtspunkte ergänzt, die auf die Spezifik der Dialektalität des Untersuchungsgegenstandes eingehen wie etwa die Diminutivbildung oder die Präsenz von allochthonen (hauptsächlich: ungarischen) Elementen im Korpus (S. 12).

Nach der Vorstellung der Erhebungsmethode sowie der Darlegung der Umstände und Erfahrungen der von der Verfasserin – von der Erstellung der berufsspezifischen Fachwortlisten, über die stunden-, ja manchmal tagelang dauernden Befragungen der Informanten hinaus bis hin zur mühsamen Transkription der auf diese Weise gewonnenen Daten – selbst durchgeführten Datensammlung (Kapitel 3), die vor allem für jene aufschlussreich ist, die selbst Erhebungen durchzuführen planen, wird in Kapitel 4 auf die Herausbildung des Handwerkerstandes in Werischwar bzw. auf die Merkmale des Sprachgebrauchs der Handwerker eingegangen. Dem Kapitel über die Erörterung des geschichtlich-sozialen und der sprachlichen Lage der Werischwarer Handwerkerschicht folgen die Erläuterungen über die Rohstoffe, Werkzeuge, Arbeitsvorgänge und Endprodukte der erhobenen zwölf

Handwerksberufe in Kapitel 5, welche Erläuterungen den Traditionen der ungarndeutschen volkskundlichen Beschreibungen entsprechend standarddeutsch formuliert und um in den standarddeutschen Text eingefügte ostdonaubairische Äquivalente ergänzt wurden.

In den Kapiteln 6 und 7 erfolgt die eigentliche Beschreibung des statlichen Korpus von 2728 lexikalischen Einheiten aufgrund der oben erwähnten Gesichtspunkte. Die Ermittlung der (stark) vertretenen und unterrepräsentierten Wortbildungsmittel wurde von der Verfasserin mit viel Sorgfalt durchgeführt und mit einer Fülle von Belegen untermauert.

Zu den eindeutigen Stärken des Werkes gehören, neben dem bisher in der ungarndeutschen Dialektologie unerforschten Gegenstand der Arbeit, sein Reichtum an Belegen und die Widerlegung einiger in der binnendeutschen Fachliteratur tradierten Behauptungen über die Beschaffenheit der dialektalen Handwerk-Fachwortschätze. Um nur einige davon zu nennen: In der einschlägigen Literatur ist die Meinung präsent, dass das wichtigste Kennzeichen der dialektalen Fachsprachen das gehäufte Vorkommen von Metaphern und von affektischen lexikalischen Komponenten sei (S. 123). Die in Werischwar erhobenen Handwerk-Fachwortschätze weisen im Gegensatz dazu aber nur eine sehr geringe Anzahl an Metaphern auf. Die wenigen gefundenen fachmundartlichen Metaphern erfüllen zwar die Kriterien der Benennung von handwerklichen Gegenständen und Vorgängen

ausreichend, wobei sie durch ihre Anschaulichkeit für die an der Fachkommunikation Beteiligten einfach zu merken sind – eine Neigung der autochthonen Informanten, ihr berufsbezogenes Wissen und Können durch affektbetonte Bezeichnungsgewohnheiten gemütlicher, ja lustiger erscheinen zu lassen, konnte (zumindest auf der Wortebene) dennoch nicht bestätigt werden (S. 128).

Eine weitere unerwartete Erkenntnis liefert die verschwindend geringe Anzahl von Übernahmen aus dem Ungarischen. Im Bereich der Entlehnungen konnte festgestellt werden, dass ab dem 19. Jahrhundert die intralingualen Kontakte der Handwerker außerhalb von Werischwar durch interlinguale ersetzt wurden. Dies bedeutete, dass die betroffenen Handwerker von dem Gebrauch der Werischwarer bairischen Ortsmundart bzw. der bairisch-österreichisch geprägten regionalen Verkehrssprache abkehrten und sich in kommunikativen Situationen außerhalb des Dorfes der entweder zu Hause oder in der Schule erlernten ungarischen Standardsprache bedienten. Dadurch, dass ab dem 19. Jahrhundert der unmittelbare fachliche und sprachliche Kontakt der Werischwarer Handwerker zum binnendeutschen Raum abbrach, nahm auch die Übernahme von Entlehnungen, bei denen das österreichische Deutsch die

Vermittlerrolle gespielt hatte, ab. An die Stelle der deutschen Verkehrssprache trat das Ungarische (S. 149). Nichtsdestotrotz konnten im Korpus nur wenige ungarische Einheiten gefunden werden, unter denen ungarisch artikulierte Rückentlehnungen aus dem Deutschen bzw. okkasionelle Hybridbildungen in der Mehrheit waren (S. 143 f.). Das Korpus zeigt also eine eindeutige Geschlossenheit gegenüber dem Ungarischen. Als Ursachen dafür nennt Müller einerseits das nicht innovationsfreudige Handlungsrepertoire der Handwerker bzw. die Erkenntnis, dass ein Viertel der untersuchten Fachwortschätze kulturbedingte, identitätsstiftende Bereiche mit tradierten Verhaltensweisen abdeckt, wie Gastronomie, Zubereitung von Mehl-, Fleischspeisen oder Weinanbau (S. 255).

Die Verfasserin ging in ihrer Arbeit jenen Möglichkeiten nach, welche in dem fachsprachlichen Dialekt einer bestimmten Sprachgemeinde bestehen. Die Auseinandersetzung mit diesen wurde mit philologischer Gründlichkeit unternommen und brachte neue Erkenntnisse hervor. Demgemäß ist der in einem verständlichen und eleganten wissenschaftlichen Stil verfasste Band jedem zu empfehlen, der seinen Horizont in Bezug auf den Sprachgebrauch der Ungarndeutschen um aktuelle Angaben erweitern will.

*Ágnes Huber (Budapest)*

**Németh, Attila: Dialekt, Sprachmischung und Spracheinstellung. Am Beispiel deutscher Dialekte in Ungarn. Tübingen: Narr Verlag, 2010 (= Beiträge zur interkulturellen Germanistik; Bd. 2). 246 S.**

In der von Csaba Földes 2010 gegründeten Reihe *Beiträge zur interkulturellen Germanistik* (BIG) werden empirisch orientierte Abhandlungen über die deutschen Sprachverwendungsmuster in interkulturellen Situationen publiziert. Der zweite Band der Reihe richtet sich aufgrund seines dialektorientierten speziellen Charakters primär an Dialektologen, Kontaktlinguisten und Soziolinguisten im In- und Ausland, die sich mit den ungarländischen Varietäten des Deutschen, ferner mit der wissenschaftlichen Rezeption der Sprechereinstellungen zu den ungarndeutschen Dialekten, dem Deutschen und dem Ungarischen beschäftigen.

Der Band von Németh ist eine methodologisch gewissenhaft durchgeführte Auseinandersetzung mit dem Gegenstand ‚Kontaktdeutsch‘ im Földesschen Sinne des Wortes, die, mit vielen Belegen untermauert, manche offene Lücken in der Erforschung der deutsch-ungarischen Sprachmischung, schließt.

Die Monographie untersucht einerseits jene Sprachkontaktphänomene, die während der monologischen und dialogischen Rede durch die Mischung der ungarndeutschen Mundarten mit dem diese überdachenden Ungarischen älterer autochthoner Mundartsprecher entstanden sind, andererseits geht sie der Frage nach, welche Einstellungen sowohl ältere (Alter der Probanden: über 65) als auch jüngere (Alter der Probanden: unter 30) Ungarndeutsche

gegenüber dem Standarddeutschen, -ungarischen und einer bairisch-fränkischen ungarndeutschen Mischmundart (letztere mit und ohne ungarische lexikalische Insertionen) formulieren. Gerade dieser Aspekt wurde in der ungarndeutschen Soziolinguistik bisher nur sporadisch untersucht.

Im ersten Kapitel werden die Ansiedlungsepochen der Deutschen in Ungarn, ihre gegenwärtige (soziolinguistische) Lage, ferner die den Gegenstand der Monographie bisher bearbeitenden und aus der Sicht der Untersuchung relevanten Vorarbeiten überblickt sowie die Forschungsfragen klar formuliert. Diesem einleitenden Kapitel folgend wird im zweiten Abschnitt der Arbeit der zur Durchführung der Untersuchung bzw. zur Interpretation der gewonnenen Daten nötige begriffliche und instrumentelle Hintergrund erläutert. In Kapitel 3 werden die im Korpus gefundenen Sprachmischungsphänomene nach ihrem impliziten (wie Doppelnegation, Präpositionalphrasen, Serialisierung) und expliziten Charakter (wie Diskursmarker, Konnektoren, hybride Bildungen und Flexion, Lexeminsertionen, Wortgruppen und Alternation) kategorisiert und umfangreich mit Beispielen untermauert vorgestellt. Schließlich werden die Einstellungen der zwei Probandengruppen dem Dialekt (mit und ohne Kontakteinfluss), dem Deutschen und dem Ungarischen

gegenüber, ebenso wie auch die Akzeptabilitätsurteile der Probanden über die Sprachmischungsphänomene, in Kapitel 4 interpretierend dargelegt.

Die Ergebnisse von Németh basieren analog zu den zwei großen Forschungsschwerpunkten auf zwei Arbeitsmethoden: Der Analyse der Sprachmischungsphänomene liegen 30- bis 60-minütige, teilgesteuerte biographische Interviews von 41 InformantInnen, überwiegend aus dem Plattensee-Oberland, zugrunde. Zur Messung der Spracheinstellung der ProbandInnen greift Németh auf den im soziolinguistischen Metier bewährten Matched-Guise-Test zurück, mithilfe dessen die Wahrnehmung der von zwei Bänder Mundartsprecherinnen vorgelesenen Texte – u. a. eines Mundarttextes mit standarddeutschen Elementen, eines Mundarttextes mit 13 ungarischen (vom Sprecher bewusst eingefügten) Elementen, eines Mundarttextes mit (vom Sprecher spontan eingefügten) ungarischen Übernahmen sowie eines standardungarischen Textes – auf einer Skala von 1 bis 5 gemessen wird.

Németh zieht hinsichtlich seiner kontaktlinguistischen Fragestellungen in Kapitel 5 das Fazit, dass innerhalb der impliziten Sprachmischungsphänomene vor allem drei Fälle als Annäherungen der Sprachsysteme des miteinander in Kontakt stehenden Ungarischen und der jeweiligen ungarndeutschen Ortsmundart betrachtet werden können, nämlich die Doppelnegation, die Präpositionalphrasen als Richtungs- und Ortsangaben sowie die Serialisierung nach dem ung. *hogy*. Im

Bereich der expliziten Sprachmischung tun sich im Korpus quantitativ die Diskursmarker wie *hát* oder *izé* bzw. unter den Konnektoren das ungarische *vagy*, *hanem* und *hogy* hervor. Németh resümiert, dass die lexikalische Ebene der ungarndeutschen Mundarten viel offener gegenüber ungarischen Einflüssen ist als das grammatische System: Aufgrund der Belege kann man feststellen, dass u. a. das Kasussystem der ungarndeutschen Dialekte – abgesehen von vereinzelt Fällen der doppelten, d. h. dialektal-ungarischen Kasusmarkierung – von ungarischen Einwirkungen am stärksten verschont bleibt. Unter den Einzelexem-Insertionen finden sich manche, die in geographisch entfernten Ortschaften gleichzeitig vorkommen, weshalb sie getrost als in den ungarndeutschen Gesamtwortschatz bereits eingebürgerte Elemente ungarischer Herkunft bestimmt werden können. Interessanterweise sind ca. 40% der ungarischen Übernahmen metapragmatisch markiert – von verschiedenen Hesitationsphänomenen oder Metakommentaren begleitet.

Die Untersuchungen fokussieren neben den Kontaktphänomenen auch auf die Ermittlung der Wahrnehmung jener Sprachen und Varietäten, die zum natürlichen Sprachumfeld der InformantInnen gehören. Diesbezüglich bringt die Arbeit die Erkenntnis ans Tageslicht, dass die jüngeren InformantInnen, denen im Rahmen der Untersuchung mit dem Ungarischen vermengte dialektale Rede vorgeführt wurde, diese einheitlich negativer beurteilten als die ältere Generation, wobei dieselben jungen Gewährspersonen

sich bei der Beantwortung der Fragebogenfragen, die auf dieselbe Art der (In-)Toleranz gegenüber dialektal-ungarischer Mischrede abzielen, viel nachsichtiger verhielten. Die Diskrepanz zwischen theoretischer Toleranz und tatsächlicher Abneigung der Gewährspersonen gegenüber dialektal-ungarischer Mischrede bekräftigt einerseits die Richtigkeit der Entscheidung von Németh, die Akzeptabilität der Dialekte bzw. der gemischten dialektal-ungarischen Rede auch empirisch zu ermitteln und sich nicht nur auf die Selbsteinschätzung der InformantInnen zu stützen. Andererseits signalisiert sie, wie behutsam man mit Fragebogenerhebungen umgehen muss, deren Fragen den Probanden interpretative Antworten abverlangen. Némeths Spracheinstellungstest verdeutlicht darüber hinaus, dass beide Altersgruppen die dialektalen Sprecher als weniger intelligent und weniger gebildet als die standardsprachigen Sprecher einstufen. Außerdem nahmen ältere ProbandInnen sowohl den Dialekt als auch seine Sprecher negativer wahr, als das Ungarische sowie seine Sprecher. Bei den Älteren wurde das Ungarische, bei den Jüngeren das Standarddeutsche als die am besten instrumentalisierbare Sprache angegeben, die größte subjektive Gebrauchspräferenz besaß jedoch bei den Älteren der Dialekt, bei den Jüngeren das Ungarische. Ältere empfanden das Ungarische und den Dialekt als gleich schön, Jüngere dahingegen

fanden das Ungarische viel schöner als das Standarddeutsche oder sein dialektales Pendant. Ältere, in deren sprachlicher Wirklichkeit sowohl der Dialekt als auch das Ungarische präsent sind, akzeptierten die Sprachmischungsphänomene tendenziell häufiger als Jüngere, deren funktionale Erstsprache oder dominante Sprache nicht der Dialekt, sondern die ungarische Sprache ist weswegen die Kontaktphänomene oft aus der Fremdperspektive wahrgenommen werden.

Németh konzidiert am Ende seiner Abhandlung in Anlehnung an Romaine, dass „Spracheinstellungen mehr über den sozialen Kontext sagen, in dem Sprachen existieren, als über die Sprachen selbst“ (S. 192 f.) und hebt abschließend hervor, dass seiner Ansicht nach der Wandel der Spracheinstellungen unter den Ungarndeutschen mit dem Dialektschwund nicht eindeutig korreliert.

Der Band zeugt von einer redlich vorbereiteten, durchgeführten und ausgewerteten empirischen Untersuchung – von der Entwicklung der Fragestellungen, der Einbettung dieser in den aktuellen Forschungsstand, über die Ausarbeitung der Messinstrumente, bis hin zur Datenauswertung und -darstellung – und ist ein mit angenehmer Typographie gestalteter, lesenswerter Beitrag zur ungarndeutschen Soziolinguistik wie auch zur Dialektologie.

*Márta Müller (Budapest)*

**Schlickau, Stephan: Neue Medien in der Sprach- und Kulturvermittlung. Pragmatik – Didaktik – Interkulturelle Kommunikation. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang Verlag, 2009 (= Hildesheimer Schriften zur Interkulturellen Kommunikation; Bd. 1). 440 S.**

Das zu besprechende Buch ist der erste Band der neu gegründeten Reihe „Hildesheimer Schriften für Interkulturelle Kommunikation“. Der Verfasser, der die Professur für Interkulturelle Kommunikation am gleichnamigen Institut der Universität Hildesheim innehat, untersucht darin auf lerntheoretischer Grundlage die Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes neuer Medien in der Vermittlung sprachlicher und kultureller Inhalte.

Das Buch besteht aus fünf Abschnitten. Im ersten finden sich Überlegungen zu den Lernzielen, eine Diskussion der Lerntheorien und eine Kategorisierung neuer Medien. Bei den Lerntheorien werden Instruktionstheorien, konstruktivistische Theorien und der auf Lev Vygotski zurückgehende kulturhistorisch-interaktionsbezogene Ansatz unterschieden. Mit Recht wird betont, dass Unterricht in der Praxis durchaus instruierende Phasen und – gemäß konstruktivistischer Theorie – Phasen mit der Förderung entdeckenden Lernens haben kann (vgl. S. 57), sodass die Theorien weniger als Gegensätze, sondern eher als Ergänzungen zu verstehen sind. Zudem sind beim autonomen bzw. entdeckenden Lernen

etwa das Vorwissen der Lernenden und die bisherige Sozialisation im Bereich des Lernens zu berücksichtigen. Aufbauend auf den Lerntheorien präsentiert der Verfasser anhand einer Graphik sein eigenes Modell von Einflussfaktoren in der Sprach- und Kulturvermittlung (vgl. S. 59 ff.). Bei diesem Modell geht es um das Zusammenspiel von Lern-dispositionen, zu denen Lernvariablen (z.B. Vorwissen, Lernbiographie) und Lernuniversalien (z.B. L2-Erwerbs-prinzipien) gerechnet werden, Lernzielen, die in Richtlernziele (z.B. interkulturelle Kompetenz), Groblem-ziele (z.B. Grammatik-Beherrschung) und Feinlernziele (z.B. Kenntnis spezieller grammatischer Strukturen) differenziert werden, und Lernformen, von denen instruktionsbasiertes, entdeckendes und autonom-interaktives Lernen angeführt werden. Die Eignung bestimmter Lernformen für einzelne Lernziele wird graphisch mittels Pfeilen zum Ausdruck gebracht. Dabei können aber auch mehrere Lernformen mit einem Lernziel kompatibel sein, z.B. instruktionsbasiertes und autonom-interaktives Lernen mit dem Groblem-ziel „Beherrschung der Grammatik“. Die neuen Medien werden in diesem

<sup>1</sup> Die Rezension entstand im Rahmen einer von der Österreichischen Forschungsgemeinschaft unterstützten Gastdozentur des Verfassers am Institut für Germanistik der Universität Debrecen im Studienjahr 2010/11 (MOEL 421).

Modell auf die diversen Lernformen bezogen, sodass ihnen eine Art Katalysatorfunktion zugeschrieben wird. – Bei der Kategorisierung neuer Medien lehnt sich der Autor an den Textbegriff von *Konrad Ehlich* an (vgl. S. 64). Diskutiert werden u. a. textuelle (geschlossene) Programme für die Sprach- und Kulturvermittlung sowie offene fremdsprachenvermittlungsspezifische Programme.

Im zweiten Abschnitt werden Vorschläge zum sinnvollen Einsatz von geschlossener Sprachlernsoftware unterbreitet. Die Vorteile dieser Programme werden in engeren Teilbereichen der Sprach- und Kulturvermittlung gesehen, etwa bei auditiven Daten für die Förderung des Hörverstehens oder bei individualisierten Hilfestellungen in Teilbereichen der Wortschatz- und Grammatikarbeit. Als Beispiel sei hier die Illustration von Form-Funktionszusammenhängen in der Grammatikvermittlung hervorgehoben, wofür die Darstellung des Zusammenhangs von Statik bzw. Dynamik mit den Kategorien Dativ und Akkusativ bei den Wechselpräpositionen exemplarisch angeführt wird (vgl. S. 105 ff.).

Der dritte Abschnitt ist der längste im Buch. Zunächst bespricht der Verfasser Hypertexte und verweist in diesem Zusammenhang etwa auf die besonderen Anforderungen und Lernpotentiale von Texten mit externen Links (vgl. S. 177 ff.). Zu den Voraussetzungen der Arbeit mit offenen Hypertexten gehören, dass die Studierenden über ein relativ großes Vorwissen sowie über Fähigkeiten zur kritischen Lektüre verfügen. Die Lernpotentiale

liegen v.a. in der Förderung kritischen Denkens und selbständigen Arbeitens im Rahmen entdeckenden Lernens, also in lernzieltaxonomisch höheren Zielen. So können, wie der Autor vorschlägt, z. B. Materialien zu einem bestimmten Thema (z. B. Sammlungen von Links mit Presseberichten zur Gesamtschule und zur Schulpolitik) kontrastiv analysiert werden, wobei die Fragestellungen etwa Textsortenspezifika, sprachliche Mittel oder die interkulturelle Dimension (z. B. kulturkontrastive Analyse) betreffen können. Der sinnvolle Einsatz von Hypertexten im Unterricht setzt aber, wie bereits erwähnt, voraus, dass grundlegendes Wissen zu einem Thema bei Lernenden vorhanden ist bzw. von Lehrenden vorher vermittelt wurde. – Im Anschluss an die Besprechung von Hypertexten zeigt der Autor beispielhaft die Lernpotentiale authentisch-multimedialer Materialien. Dies geschieht in Form von Vergleichen zwischen deutschen und britischen Geschäftsberichten und Werbespots. Als Materialquelle werden die Automobil- und ergänzend dazu die Waschmittelbranche gewählt. Beschrieben bzw. beworben werden die Produkte *Corsa* bzw. *Calibra* und *Persil*, die jeweils von einem deutschen und einem britischen Konzern vertrieben werden. Die Materialien aus der Automobilbranche stammen einerseits aus der Mitte der 90er Jahre des 20. Jh.s und andererseits aus dem beginnenden 21. Jh. Hinsichtlich der Unterschiede zeigt sich bei den Geschäftsbriefen aus den 90er Jahren z.B., dass der englische Text einen stärker appellativen und personenbezogenen Charakter hat (z.B.

durch persönliche Stellungnahmen des Chairman oder durch Thematisierung der Beziehung des Unternehmens zur Muttergesellschaft und dadurch stärkere Gewichtung des Teamgedankens), während der deutsche Text bei weitgehender Zahlen- und Technikorientierung stärker deskriptiv ist und mehr einer sachlichen Darstellung gleicht. Die im Hinblick auf eine Interpretation entscheidende und vom Autor auch angesprochene Frage (vgl. S. 220) ist nun freilich, inwieweit solche Differenzen durch Einzelfaktoren bedingt sind oder durch kulturell unterschiedliche Sprachhandlungsmuster. Sehr plausibel erscheint es, die Verbalisierung der Geräuscharmheit des Opel-Modells *Calibra* im deutschen Werbspot als Zeichen dafür zu werten, dass zum Zeitpunkt der Clipproduktion (Mitte der 90er Jahre) Umweltschutz in Deutschland stärker gewichtet wurde als in England, zumal im entsprechenden Vauxhall-Clip die Geräuscharmheit des Fahrzeugs nicht thematisiert wird (vgl. S. 228). Angesichts der immensen Textartenvielfalt im WWW betont der Verfasser mit Recht die große Leistungsfähigkeit des WWW zur Verstehensförderung, insbesondere zur Lokalisierung unbekannter Teile eines interkulturellen Diskurses (vgl. S. 241). Allerdings gilt im Sinne des Autors: „Notwendige Voraussetzungen für einen fruchtbaren Einsatz sind jedoch Fähigkeiten zur kritischen Rezeption sowie zur Lokalisierung von Wissensdefiziten.“ (S. 276)

Im vierten Abschnitt werden Kommunikationsfunktionen neuer Medien erläutert. Während Mail-, Chat- und

sonstige Kommunikationsdienste (z.B. Webtelefonie) nur kurz und unter Rekurs auf die eher spärliche Forschungsliteratur behandelt werden, geht der Autor ausführlich und unter Einbeziehung eigener Forschungsarbeit auf lernerproduzierte Videos und Videokonferenzen sowie deren Vorteile bei der Sprach- und Kulturvermittlung ein. Wie bei den anderen Medien liegt auch ihr Nutzen weniger in der Vermittlung von Strukturkenntnissen, sondern eher in der Ausbildung interkultureller Handlungsfähigkeit und in der Förderung des Verstehens komplexer Zusammenhänge. Im empirischen Teil greift der Verfasser auf Materialien zurück, die aus drei in den Jahren 1998, 2000 und 2002 veranstalteten Kooperationsseminaren zwischen einem US-amerikanischen und einem deutschen Universitätsinstitut hervorgingen. Thematisch ging es dabei um die Bereiche *Junge Leute sehen die Zukunft*, *Die Rolle der Universität* und *Terrorismus*. Sehr interessant ist die Analyse der in den Videos an die jeweils andere Gruppe gerichteten Fragen. So zeigen sich beim Thema *Terrorismus* mehr einstellungsbezogene Fragen bei der deutschen Gruppe und ein größeres Interesse an den deutsch-US-amerikanischen Beziehungen bei der US-amerikanischen Gruppe, woraus auf eine stärker beziehungsbezogene Kommunikation der US-amerikanischen Studierenden geschlossen wird (vgl. S. 319). Beim Thema *Junge Leute sehen die Zukunft* lässt sich eine stärkere Fokussierung auf jene Bereiche feststellen, die am eigenen Standort von den Gruppenmitgliedern

als positiver empfunden werden. Dies betrifft z.B. das Dozenten-Studenten-Verhältnis bei den US-Amerikanern und die Frage der sozialen Absicherung (Studiengebühren, Stipendien) bei den Deutschen. Angesichts von Fragen zur Mediennutzung in den USA und zur Situation der Ausländer in Deutschland verweist der Autor auf die Langlebigkeit von Nationalstereotypen (vgl. S. 321 f.). Da sich die mit Fragen zur Lage von Migranten in Deutschland unterstellten möglichen Aggressionspotentiale innerhalb der deutschen Gesellschaft nicht (mehr) im Sinne einer imperialistischen Weltoberungspolitik nach Außen wenden, sieht der Verfasser aber auch Indizien für einen Wandel von Images (vgl. S. 322). Das Erleben der kommunikativen Relevanz von Gruppenmitgliedschaften und deren (auch kritische) Reflexion werden überzeugend als großer Nutzen für die interkulturelle Kommunikation herausgestrichen. – Bei den Videokonferenzen waren zwei Phasen vorgesehen, eine themenzentrierte, in der Studierende der einen Gruppe auf Fragen der anderen Gruppe mit vorbereiteten Antworten reagierten, und eine Phase mit spontanen Gesprächen. Wichtige Vorteile von Videokonferenzen im Sprachunterricht treffen freilich auf beide Phasen zu. So können Sprachlernende die Verständlichkeit ihres fremdsprachlichen Handelns sowie ihre Hörverstehensfertigkeiten hinsichtlich unterschiedlicher Varietäten der Ziel-

sprache überprüfen und erleben, dass selbst Muttersprachler bisweilen von ihren Vorstellungen von sprachlicher Korrektheit abweichen (vgl. dazu S. 335). Bei der zweiten Phase zeigt sich, dass Emotionalität im Diskurs in rein synchroner Kommunikation tendenziell einen größeren Stellenwert gewinnt, wobei dies aber auch vom Thema abhängig ist (vgl. S. 349 ff.). Mehr noch als in Phase 1 können die Lernenden hier ein Gefühl für situationsadäquates sprachliches Handeln entwickeln (vgl. S. 344). – Abschließend lässt sich sagen, dass die Lernpotentiale von lernerproduzierten Videos und Videokonferenzen vom Verfasser überzeugend und anschaulich anhand von Analysen von Gesprächssequenzen dargelegt werden.

Der fünfte und letzte Abschnitt bietet neben einer Zusammenfassung einen Ausblick. Hinsichtlich der Empirie wird für die Zukunft insbesondere die Durchführung von Langzeitstudien zur Evaluierung der Veränderung von Handlungsdispositionen gefordert.

Der Einsatz neuer Medien in der Sprach- und Kulturvermittlung ist eine wertvolle Ergänzung zu traditionellen Lernformen, insbesondere im Bereich interkulturellen Handelns. Wer sich einen Überblick über dieses für die Didaktik relevante und hochaktuelle Thema verschaffen will, dem sei das Buch von Stephan Schlickau empfohlen.

*Richard Reutner (Debrecen)*

**Szendi, Zoltán: Perspektivierung und Daseinsdeutung  
in der Lyrik der mittleren Periode Rainer Maria Rilkes. Wien:  
Präsens Verlag, 2010. 288 S.**

Die reichhaltige Forschungsliteratur zu Rilkes Poesie schlägt hauptsächlich zwei Wege ein: entweder wird das lyrische Lebenswerk im Ganzen bzw. dessen bestimmter Teil unter einem spezifischen Aspekt behandelt, oder es wird die komplexe Untersuchung eines Stückes, evtl. in seiner motivischen Verbindung, angestrebt. Der Verfasser der vorliegenden Monographie greift die erwähnten Verfahrensweisen auf, weicht jedoch auch von ihnen ab. Er strebt nach einer möglichst vollständigen Deutung der Einzelwerke, aber auf eine Weise, die auch die zyklusbildenden semantischen Texteigenschaften berücksichtigt, d.h. die Gedichte in ihrem engeren oder weiteren Kontext betrachtet. Diese Verfahrensweise folgt aus einer der Grundthesen der Untersuchung: Rilkes Gedichte bilden auffallend häufig eine zumindest „zyklusartige Gedichtreihe“ und erfahren dadurch eine „semantische Erweiterung“ (S. 16), auch wenn diese nicht im herkömmlichen Sinne als Zyklus anzusehen sind. Unter Vermeidung der „willkürlichen Assoziationen bzw. Querverbindungen“ (S. 17) und nicht selten eine Alternative zur chronologischen Anordnung der Texte im Gedichtband aufstellend, werden in der sog. mittleren Periode Rilkes, d.h. in *Buch der Bilder* und in *Neue Gedichte*, neue Kontexte und neue zyklusbildende und zyklusfähige Bedeutungen gesucht. Begründet wird die Eingrenzung des Forschungsgegenstandes damit, dass

die beiden Sammlungen, obwohl deren vielfältiges und reichhaltiges lyrisches Material eine wahre Herausforderung für die Interpreten bedeuten, in ihrer Gesamtheit relativ selten untersucht wurden.

Da in Rilkes Ästhetik der mittleren Schaffensperiode ein neuer Bezug zwischen Außen und Innen, Subjekt und Objekt erstrebt und geschaffen wird – in der Formulierung des Verfassers handelt es sich um „Formen der Objektivierung innerer Prozesse“ (S. 12), d.h. dass „das subjektiv Individuelle auch in der poetischen Redeform durch das neutral Objektive ersetzt wird“ (S. 13) – erweist sich der Begriff ‚Perspektivierung‘ zur Erfassung der neuen Welterfahrung als radikale Umdeutung und Umwertung traditioneller Beziehungs- und Wertesysteme als besonders geeignet. In der Arbeit wird der Terminus im zweifachen Sinne verwendet: Erstens wird er im Allgemeinen als „Gestaltungsprinzip verstanden, das nicht nur den Horizont, sondern auch die Strukturierung der Textwelt bestimmt“ (S. 15). Zweitens steht er synonym zum Begriff ‚Fokussieren‘, Fokalisation. Da in der – vor allem erzähltheoretischen – Forschungsliteratur zum Thema Fokalisation, Perspektivenstruktur letztere neben visuellen und psychologischen Aspekten auch Weltanschauung und Wertesystem eines Individuums, also sein ganzes Wirklichkeitskonzept impliziert, scheint ihre Untersuchung sowie ihre Verbindung mit der

„Daseinsdeutung“ als durchgängiges Konzept der Textinterpretation ein produktiver Zugang zu sein.

Die Großkapitel des Bandes enthalten ausführliche Textinterpretationen, die jeweils andere Facetten der Perspektivierung und ihren Zusammenhang mit der zyklusartigen Verbindung der behandelten Gedichte aufzeigen. Das Kapitel „Daseinsdeutungen“ nimmt mit der Analyse des programmatischen Gedichts *Eingang* seinen Auftakt – wie auch das Gedicht den Auftakt des Bandes *Buch der Bilder* darstellt. Der Verfasser betrachtet das Gedicht als Paradigma von Rilkes Lyrik der mittleren Periode: in ihm erscheinen die wichtigsten Motive: „die Geste der Selbstbefreiung und Selbsterhöhung, der göttliche Akt der Welterschöpfung und die tiefere Einsicht bringende Beschauung der Dinge“ (S. 21). Als „Daseinsdeutungen“ gelten das poetische Erlebnis des Fremden, das in zwei „Schicksalsperspektiven“ (*Der Fremde* und *Die Entführung*) dargestellt wird, die kontemplativen Haltungen (*Der Lesende*, *Der Schauende*), das Erreichen einer „kosmischen Harmonie“ (S. 39) in *Die Rosenschale*. Der visuelle/räumliche Aspekt der Perspektivierung verbindet die Gedichte *Der Panther*, *Spanische Tänzerin*, *Das Karussell*, *Römische Fontäne* und *Die Treppe der Orangerie* zu einer höheren Einheit, indem die verschiedenen Bewegungsformen den Prozess von einer elementaren zu einer ästhetischen Existenzform markieren. Im letzten Unterkapitel werden Liebe und Tod in ihrer paradoxen Verbindung als das heuristische Element ausgelegt, das die

Gedichte *Hetären-Gräber* und *Geburt der Venus* zu einer komplementären Einheit macht. Die Perspektivierung erzeugt dabei eine dissonante Dynamik und dadurch eine Erweiterung der Daseinsdeutung, genau so wie im Gedicht *Orpheus. Eurydike. Hermes*, in dem die mythologische Überlieferung eine umdeutende Umwertung erfährt.

Das Kapitel III mit dem Titel *Diesseits der Transzendenz* behandelt Rilkes biblische Paraphrasen aus dem Alten und dem Neuen Testament. Zoltán Szendi betrachtet die Gedichte mit alttestamentarischen Themen trotz ihrer unterschiedlichen Entstehungszeit als einen kohärenten Zyklus. In diesem Sinne zeichnet er in den poetischen Paraphrasen „Schicksalsparadigmen“ (S. 92.) nach, in denen nicht die religiöse Botschaft, sondern Wendepunkte des menschlichen Lebens akzentuiert werden: „Leiden und Ruhm des König David“ (*Abisag; David singt vor Saul*), „Niedergang des Mächtigen“ (*Saul unter den Propheten, Samuels Erscheinung vor Saul, Absaloms Abfall*) „Berufung und Verzweiflung der Prophetengestalten“ (*Josuas Landtag, Tröstung des Elia, Ein Prophet, Jeremia, Eine Sybille*), sowie die „Erfüllung der Erwähltheit“ (*Esther*).

Das Kapitel zeichnet thematisch die Stationen von Rilkes ‚diesseitiger Transzendenz‘ nach: von der Humanisierung der alttestamentarischen Themen über die subversive Profanierung einiger Motive aus dem Neuen Testament bis zu den makaber-visiöneren Gedichten über Gottes Strafe. Im Unterkapitel „Der Geist der Verneinung“ erläutert der Autor des Bandes

Motivationen und Funktionen der bis zum Sakrileg gehenden Umdeutung religiöser Motive: Sie sei eine „negative Reaktion auf die hartnäckige Suche nach Gott“ und die „Rache an dem ‚schweigenden Gott‘“, der unnahbar und unansprechbar ist (S. 124). Bestimmend bleibe dennoch der Einfluss der christlichen Religion auf Rilke, und dieser Widerspruch rufe jene spannungsgeladenen psychologischen und ästhetischen Aspekte der Perspektivierung hervor, die in den Textinterpretationen nachgewiesen werden: Der mehrfache Perspektivenwechsel ermöglicht jene „modernen Paraphrasen“ (*Der Ölbaum-Garten, Pietà*), in denen die „Auflehnung Christi“ (S. 127), der als Mensch „nicht zur göttlichen Gewissheit gelangt ist“ (S. 128), bzw. die ironische Umwandlung der Schmerzen der Gottesmutter in eine Liebeserklärung der Sünderin Maria Magdalena zum Ausdruck kommt. Demgegenüber paraphrasiere Rilke in *Der Auszug des verlorenen Sohnes* (in der Kapitelüberschrift irrtümlicherweise ebenfalls mit dem Titel *Pietà* angegeben) nicht die biblische Geschichte des verlorenen Sohnes, sondern deute sie radikal um, indem gegenüber der patriarchalischen Beziehung ein autonomes, auf die Welt der „Dinge“ fokussierendes Weltverständnis und die Verantwortung der individuellen Entscheidung akzentuiert werden. Als ‚letzte Stufe‘ der Gotteslästerung könnten der Logik des Kapitels nach jene Texte bezeichnet werden, die in einer „grotesken Perspektivierung“ (S. 136) die apokalyptische Vision als eine vollkommen absurde Welt darstellen, in der nichts

als elementare Angst herrscht (*Das jüngste Gericht*), bzw. eine innovative Metaphorik der dämonisierten und zugleich totalisierten Sexualität ersichtlich machen (*Die Versuchung*).

Das Kapitel IV thematisiert Rilkes poetische Reflexionen über die Dichtkunst, die, im Vergleich zum *Stundenbuch*-Zyklus, in der mittleren Periode einem Objektivierungsprozess unterliegen, sei es in Form einer „Icheinschränkung“ (*Musik*) entgegen dem Identifikationsspiel des Mönches mit dem Schöpfer als „grenzenlose Erweiterung des Ichs“ (S. 155), sei es durch die ‚Verdinglichung‘ der Poesie zu Gold im ‚Gold-Zyklus‘, der – wie aus den ausführlichen Interpretationen der Gedichte *Der Alchimist, Der Reliquienschrein, Der Goldschmied, Das Gold* ersichtlich wird – „nicht nur die Qualen des Schaffensprozesses, sondern auch das bedenkliche im Ringen um das Werk“ (S. 160) zeigt.

Das Kapitel V, „Zykluskompositionen“, greift das in Rilkes lyrischem Schaffen konstante Thema in der mittleren (und frühen) Schaffensperiode auf, besonders in Bezug auf jene zyklusähnlichen Gedichtreihen, deren motivisch-strukturelle Kohärenz nicht explizit markiert, sondern erst durch die Interpretation festgelegt werden kann. Als ein wichtiges zyklusbildendes Gestaltungsprinzip sieht der Autor die Perspektivierung bzw. Fokussierung an, die z.B. Gedichte im Band *Larenopfer* zu einem Zyklus als Panoramabild der Stadt Prag verbindet. Drei Unterkapitel behandeln aus den Bänden *Buch der Bilder* und *Neue Gedichte* separat die sog. geschlossenen

Zyklusformen (*Die Stimmen, Die Parke*), die sog. kettenartigen Gedichtreihen, die durch die intertextuelle Verknüpfung ähnliche Funktion (z.B. die Gedichte vom Irren, Bettler und Heiligen) und die offenen Formen (*Kathedralen-Zyklus*, *Venedig-Zyklus*) haben.

Der Band wird mit einem doppelten Ausblick abgeschlossen, der den Wirkungshorizont des Dichters in zwei Richtungen öffnet und somit die literaturhistorische Position Rilkes präzisiert: Mit dem vergleichenden Rückblick auf Lenaus Dichtkunst wird Rilkes Verhältnis zur literarischen Tradition des 19. Jahrhunderts erläutert. Mit dem Ausblick auf Alexandr Bloks Dichtung werden zwei paradigmatische ästhetische Positionen der gleichen Zeit einander gegenübergestellt: Rilkes narzisstisches Außenseiter-Dasein und Bloks patriotisches soziales Engage-

ment, wobei sich mit der Zeit, infolge der historischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts, beide Positionen „zum Teil als Illusionen entpuppt“ (S. 267) hätten.

Der vorliegende Band spiegelt die ars poetica seines Verfassers: die Priorität des Primärtextes gegenüber literaturwissenschaftlichen Theorien, Modellen und Ansätzen. Das zwar theoretisch nicht überbetonte, aber zum Anwendungszweck ausreichend definierte narratologische Instrumentarium ermöglicht genaue Textanalysen, auf deren heuristischen Ergebnissen professionelle Interpretationen aufbauen. Analyse und Interpretation bilden somit eine produktive Synthese, durch die die innere Kohärenz des dichterischen Weltbildes in der mittleren Schaffensperiode Rilkes überzeugend aufgezeigt wird.

*Gabriella Rácz (Pécs)*

